

OLAF MÜLLER

Johann Wilhelm Ritter als Literaturagent in eigener Sache

Der Brief an den Verleger der ›Fragmente‹ vom 20. Februar 1809 in dreizehn Schlaglichtern

Dem Andenken an Heiko Weber (1969–2023)

I. »Ich bitte Sie ergebenst um baldige gefällige Antwort«

Ein briefliches Angebot zur Anbahnung einer überlebensnotwendigen Buchveröffentlichung: Als der bedeutende Chemiker und Experimentalphysiker Johann Wilhelm Ritter (1776–1810) seinen Brief vom 20. Februar 1809 an den Heidelberger Verleger Johann Georg Zimmer (1777–1853) schrieb, steckte er in einer verzweifelten Lage.¹ Einerseits war er schwer krank, andererseits stand er kurz vor dem Bankrott. Mit welch ungeheurer Energie er sich in diesem Geschäftsbrief zusammenreißen musste, um den souveränen Ton eines selbstbewussten Schriftstellers und Verkäufers seiner Schriften anschlagen zu können, geht aus dem Brief, wenn überhaupt, dann nur an einigen wenigen Stellen hervor, etwa hier:

¹ Es handelt sich um den zweiten und zugleich letzten der erhaltenen Briefe Ritters an den Verlag. Den ersten dieser Briefe an Mohr & Zimmer vom 30. Januar 1809 bietet Jean-Paul Guiot, Sechs unveröffentlichte Briefe von Johann Wilhelm Ritter, in: *Centaurus* 28 (1985), S. 218–243 (zitiert als *Guiot, Briefe*), hier: S. 230–232. – Für Werkausgaben verwende ich die üblichen Siglen, und zwar werden Achim Arnims (und Clemens Brentanos) Schriften nach der Weimarer Ausgabe als *Arnim, WAA* zitiert, Johann Wolfgang Goethes Schriften nach der Münchner Ausgabe als *Goethe, MA* und Friedrich Schlegels Schriften nach der Kritischen Friedrich-Schlegel-Ausgabe als *Schlegel, KFSA*.

Ich bitte Sie ergebenst um *baldige* gefällige Antwort (Z. 154).²

Das klingt drängend und dringend, aber weit weniger dramatisch, als es war. Wir müssen einige Zeugnisse aus der zeitlichen Nachbarschaft unseres Briefes hinzuziehen, wenn wir die Abgründe ermessen wollen, vor denen Ritter stand, als er den Brief verfasste. Ob sich der Aufwand, den er in dessen Auffassung investierte, lohnen würde, konnte er nach einer Reihe gescheiterter anderer Projekte schwerlich absehen.

Auf besonders peinliche Weise war im Jahr 1807 Ritters Versuch gescheitert, sich von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ein kostspieliges Forschungsprojekt zur Pendelei und Wünschelrutengängelei – damals als »Rabdomantie« oder »Siderismus« bezeichnet – finanzieren zu lassen.³ Seitdem schien Ritter vom Pech verfolgt zu werden. So ließ ihn Ludwig Wilhelm Gilbert (1769–1824) fallen, der Herausgeber der *Annalen der Physik*, der zuvor in dieser wichtigsten physikalischen Fachzeitschrift deutscher Sprache viele große Aufsätze Ritters herausgebracht und deren Bedeutung herausgestrichen hatte. Und nicht

² Zur Zitierweise: Wörtliche Zitate aus unserem Brief Ritters an Zimmer bringe ich so wie oben stets ohne jeden weiteren Zusatz mit eingeklammerten Zeilenzahl aus der Edition von Bettina Zimmermann in diesem Jahrbuch (Bettina Zimmermann, »Ich habe ein Manuscript, und völlig fertig, liegen«. Johann Wilhelm Ritter an den Verleger und Buchhändler Johann Georg Zimmer in Heidelberg, München, 20. Februar 1809, S. 228–257). Sind die Zitate eingerückt, so folgen sie stets dem genauen Wortlaut und Erscheinungsbild (einschließlich der Unterstreichungen und Durchstreichungen) der transkribierten Vorlage, allerdings ohne die Zusätze der Herausgeberin; Zusätze in eckigen Klammern stammen – ohne Extrahinweis – von mir, ebenso wie kursive Hervorhebungen. (Bei allen anderen Zitaten gebe ich jeweils an, welche Hervorhebungen und dergleichen von mir stammen). Um kleinkarierte eckige Klammern zu sparen, biete ich wiederkehrende Bruchstücke aus Ritters Originaltexten in meinen Ausführungen (zwischen Anführungszeichen) nicht überall exakt so, wie sie dort erscheinen, sondern immer wieder stillschweigend grammatisch angepasst an die jeweilige Funktion in dem Satz, in dem ich sie verwende.

³ Wohlgemerkt (und entgegen anderslautender Behauptungen aus der Ritter-Literatur) war Ritter mit Wünschelruten u. dergl. nicht experimentell gescheitert, sondern institutionell und finanziell; die von ihm geplanten Experimente mit Doppelblind-Methodologie haben nicht stattgefunden. Zu den Einzelheiten siehe Olaf Müller, Ultraviolet. Johann Wilhelm Ritters Werk und Goethes Beitrag. Zur Biografie einer Kooperation, Göttingen 2021, S. 447–455.

einmal Johann Friedrich Cotta (1764–1832), der Verleger eines von Ritter herausgegebenen sideristischen Journals, mochte diesem Projekt nach dem Erscheinen der ersten Nummer noch die Treue halten.⁴

Im Nachgang unseres Briefes sollte sich das Blatt wieder wenden: Der Verleger hat sich auf das brieflich angebahnte Geschäft eingelassen, und so erschien noch im selben Jahr eines der Hauptwerke der romantischen Physik, und zwar zweibändig unter dem Titel: ›Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers. Ein Taschenbuch für Freunde der Natur.‹⁵ Es handelt sich um eine Sammlung von 700 naturwissenschaftlichen Fragmenten, also kleineren in sich abgeschlossenen Textpassagen, die Ritter aus seinen stetig geführten Denktagebüchern – den Diarien – herausgelöst und sowohl thematisch als auch zeitlich sortiert hatte; die Sammlung wird eingeleitet durch eine Vorrede von 125 Seiten und abgeschlossen mit einem abgetrenn-

4 Ritter an Pfluger vom 18. Oktober 1809, in: Guiot, Briefe, S. 234; vgl. Cotta, Briefe an Schelling vom 17. Februar 1808 und vom 8. März 1808, in: F. W. J. Schelling, Briefe und Dokumente, hrsg. von Horst Fuhrmans, 3 Bde., Bonn 1962–1975, hier: Bd. 3, S. 473, Anm. 3.

5 Johann Wilhelm Ritter, Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers. Ein Taschenbuch für Freunde der Natur, 2 Bde., Heidelberg 1810 (zitiert als *Ritter, Fragmente*; die dort einzeln durchnummerierten Fragmente werden zur Konsultation anderer Ausgaben mit ihrer Nummer und dem Paragraphenzeichen zitiert). Der Titel der ersten und aller weiteren Auflagen unterscheidet sich von Ritters bevorzugtem Titel insofern, als Ritter in unserem Brief »Nachlaß« (Z. 87, 248, 258) schrieb und dazu passend auf den Titelblättern beider Bände seines Handexemplars das »e« am Ende des gedruckten Wortes per Hand durchgestrichen hat. (Zu diesen Korrekturen siehe Olaf Müller, Ritters »Freude am Anticipiren«. Einige Beobachtungen zu den Diarien und Fragmenten eines romantischen Physikers, in: Neue Zeitung für Einsiedler 16 [2022], S. 129–175, hier: Abschnitt 8–9, insbes. S. 155, Anm. 66.) Die von ihm gewünschte Schreibweise (und nur sie) findet sich in weiteren Briefen (Ritter an Pfluger vom 18. Oktober 1809, in: Guiot, Briefe, S. 235; Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Correspondance de H. C. Ørsted avec divers savants, hrsg. von Marius Christian Harding, 2 Bde., Kopenhagen 1920 [zitiert als Ørsted, Correspondance], hier: Bd. 2, S. 228). Wie sich hieraus sowie aus hunderten weiterer Korrekturen in Ritters Handexemplar ergibt, war Ritter ein schriftstellerischer Perfektionist, der noch das kleinste Detail seiner Texte zu kontrollieren trachtete; schon damals dürfte eine Formulierung wie »aus dem Nachlaß« moderner und dynamischer gewirkt haben als die Formulierung »aus dem Nachlasse«.

ten Fachaufsatz über die Experimente des dänischen Physikers Hans Christian Ørsted (1777–1851) zur Untersuchung von Chladnis Klangfiguren.⁶

II. »Ein Taschenbuch für Freunde des Lebens aus dem Nachlaß eines Verstorbenen«

Einen der Untertitel, die in unserem Brief für die ›Fragmente‹ durchgespielt werden, hat Ritter beim Schreiben gleich wieder verworfen, indem er dessen letzten Satzteil durchstrich:

Ein Taschenbuch für Freunde des Lebens. (Z. 89)

Weiter oben im Brief stellt er klar:

sie [die Fragmente] selbst sollen Nachlaß eines Verstorbenen seyn.
(Z. 77 f.)

Auch wenn Ritter hier in aller Deutlichkeit das ›Leben‹ durchgestrichen und die Rede vom ›Verstorbenen‹ unterstrichen hat, wird seinem – ihm persönlich nicht bekannten – Adressaten Zimmer nicht bewusst gewesen sein, wie ernst es um Ritter im Februar 1809 stand.

Ob Ritter mit den beiden Signalen nur für sich selber und versteckt auf seine Lage anspielen wollte oder ob die Signale ihm unbewusst gleichsam aus den tieferen Schichten seiner Persönlichkeit an die Briefoberfläche aufgestiegen sind oder ob es sich um einen Zufall handelt, kann ich offenlassen, denn die Tatsachen sprechen für sich.

6 Die biographisch stilisierte Vorrede mit ihrem raffinierten Versteckspiel zu Beginn und ihrem herzzereißenden Ende hat bei Ritters Lesern mehr Aufmerksamkeit auf sich gezogen als der naturwissenschaftliche Löwenanteil der ›Fragmente‹. Unser Brief bietet zur Vorrede insofern wenig neue Aufschlüsse, als sich Ritter darüber ganz ähnlich gegenüber anderen Briefpartnern ausgelassen hat (Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 229; Ritter an Pfluger vom 18. Oktober 1809, in: Guiot, Briefe, S. 235 f.). Für Einzelheiten zur Vorrede siehe z. B. Arnim, WAA, Bd. 2,1, S. 458–463 sowie Olaf Müller, Wenn Physiker Gedichte schreiben. Johann Ritters Liederschaften, seine Leidenschaften, seine Liebschaften, in: Romantik in der Musik – Musik in der Romantik, hrsg. von Christof Wingertsahn, Berlin 2025, i. E., hier: Abschnitte 4–8.

Elf Monate nach der Abfassung des Briefs ist Ritter am 23. Januar 1810 gestorben. Dass ihm nicht mehr viel Zeit zu leben blieb, ist ihm am Ende des Jahres 1808 klar gewesen. In diesem Winter schrieb er eine Reihe von Briefen an Karl Maria Ehrenbert Moll (1760–1838), den damaligen Sekretär der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und begüterten Schlossbesitzer, der sich in den Augen des Akademiemitglieds Ritter mehr und mehr von einer Respektperson in einen väterlichen Freund zu verwandeln begann.

Moll war Ende 1807 die undankbare Aufgabe zugefallen, für die Akademie einen Bericht zu den dort tobenden heftigen Auseinandersetzungen über Ritters waghalsige Versuchspläne mit Wünschelruten zu verfassen: eine Aufgabe, der er sich auf diplomatische Weise – nicht ohne Takt und Geschick – unterzogen hatte.⁷ Er hatte Ritters hochfahrenden, ja arroganten Umgang mit anderen Akademikern klar benannt, aber nur milde gerügt und sich eines eigenen Urteils über die Wünschelrutengängerei enthalten.

Im Umfeld der uns interessierenden Korrespondenz mit Zimmer bieten die Briefe an Moll die zeitlich nächsten Selbstzeugnisse Ritters. Sie kreisten zunächst um wissenschaftliche Arbeiten und organisatorische Angelegenheiten in der Akademie. An mehreren Stellen dieser Briefe gab sich Ritter fast wie ein gelehriger Schüler gegenüber einem Lehrer und Meister. Beispielsweise bat er um Entschuldigung für sein Fernbleiben bei Sitzungen der physikalischen Klasse; dass er hierbei auf seine Gesundheitsprobleme verweisen musste, mochte zunächst harmlos genug gewirkt haben:

Ein seit 5 Tagen ernsthafter gewordener Rheumatismus in den Schultern etc., hindert mich, wie überhaupt auszugehen, so auch heute in die Sitzung der verehrten Klasse zu kommen.⁸

⁷ Carl Klinckowstroem, Die Stellungnahme der Münchener »K. Akademie der Wissenschaften« zu den Experimenten Ritter's mit Campetti, in: Psychische Studien. Monatliche Zeitschrift vorzüglich der Untersuchung der wenig bekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet 36 (1909), S. 33–359. Der Originalbericht ist Karl Maria Ehrenbert Moll, Untersuchungen mit und über Campetti, ebd., S. 36–40, 88–91, 148–153, 221–225, 351–357.

⁸ Ritter an Moll vom 10. November 1808, in: Karl Maria Ehrenbert Moll, Mittheilungen aus seinem Briefwechsel, 4 Bde., Augsburg 1829–1835 (zitiert als *Moll, Mittheilungen*), hier: Bd. 3, S. 616.

Vier Wochen später hörten sich Ritters gesundheitliche Klagen bedrohlicher an. Offenbar hatte er bereits damit Erfahrungen gesammelt, dass er allerhand riskierte, wenn er es wagte, in seinem maroden Zustand das Haus zu verlassen – er konnte sich glücklich schätzen, wenn er dabei »ungestraft« davonkam:

So streng ich es mir gestern vorgenommen hatte, in die heutige Sitzung zu kommen, u. so gern ich gekommen wäre, so ist es mir doch wieder unmöglich geworden. Am [vorvorgestrigen – O. M.] Sonntag fuhr ich eine Stunde spazieren, u. blieb ungestraft, diese Nacht aber [...] habe ich zu dem Husten u. Schnupfen, der ohnedem noch nicht weg ist, noch eine so peinigende *Kolik mit Diarrhoe* bekommen, dass ich wahrscheinlich geliefert wäre, wenn ich den Gang bis in die Akademie [...] wagte.⁹

Er wäre wahrscheinlich »geliefert«, wie er sagt, und diese Ausdrucksweise ließ auch vor zweihundert Jahren an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.¹⁰ Das bestätigt sich einige Zeilen weiter unten:

Ich bekomme nach u. nach Sorge um mich [...] Ich will also mein Haus in Bälde bedenken.¹¹

Als bibelfester Sprößling eines evangelischen Pfarrhauses, der seinen Tod kommen sah, mag Ritter die Worte aus dem letzten Satz dieses Zitats mit Bedacht gewählt haben, eine lockere Anspielung auf Jesaja 38,1 (und wortgleich 2 Könige 20,1), nach der Luther-Übersetzung:

Zu der Zeit wurde Hiskia todkrank. Und der Prophet Jesaja, der Sohn des Amoz, kam zu ihm und sprach zu ihm: So spricht der HERR: Be stelle dein Haus, denn du wirst sterben und nicht am Leben bleiben.

Auf welche Weise Ritter sein Haus bedenken und bestellen wollte, erklärte er gleich im Anschluss an die biblische Anspielung. Und zwar war es ihm darum zu tun, die wichtigsten liegengebliebenen Projekte noch auf den Weg zu bringen und seinen wissenschaftlichen Nachlass rechtzeitig vor dem Tod zu ordnen. Er drückte das so aus:

⁹ Ritter an Moll vom 7. Dezember 1808, in: Moll, Mittheilungen, Bd. 3, S. 616 f.

¹⁰ Vgl. Elke Dreisbach, [Art.] liefern, in: Goethe-Wörterbuch, Stuttgart 1978 ff. (zitiert als *GWB*), Bd. 5, Sp. 1221–1223, hier: Sp. 1223.

¹¹ Ritter an Moll vom 7. Dezember 1808, in: Moll, Mittheilungen, Bd. 3, S. 617.

Ich will also mein Haus in Bälde bedenken, dass [damit – O. M.] einst man *das* doch wisse, dass ich da seyn *wollte*. Der Gedanke an ein Werk über die wahren Mängel u. Verlangen der Naturwissenschaft [...], nebst einem 10 Jahre über bedachten Plane [...], beschäftigt mich jetzt lebendiger als je. Auf jeden Fall wird die Arbeit keine überflüssige seyn; u. bleibe ich *da*, so werde ich noch *selbst* der Ausführer des Plans [...].¹²

Starker Tobak – »bleibe ich da, so werde ich ...«; aus diesem Bedingungsgefüge geht die schnörkellose Art und Weise hervor, mit der Ritter die Möglichkeit des baldigen Todes ins Kalkül zog. (Für den Fall einer unmittelbaren Todesgefahr hätte er sich rechtzeitig der Hilfe eines anderen »Ausführers des Plans« versichern müssen, eines Nachlassverwalters für die postume Herausgabe seiner letzten Schrift.)

Die dem vorausgehende Erwähnung eines »10 Jahre über bedachten Plans« lässt aufhorchen. Und wirklich hatte Ritter bereits zum Winteranfang des Jahres 1800 die Idee in die Luft geworfen, ein »Taschenbuch für Freunde der Natur« herauszubringen.¹³ Der Adressat dieser Ankündigung war der umfassend interessierte und mit den Romantikern verbandelte Rechtswissenschaftler Friedrich Carl von Savigny (1779–1861), also kein naturwissenschaftlicher Fachkollege Ritters.

Offenbar waren es gerade die Frühromantiker gewesen, die sich für dies langjährige Buchprojekt Ritters erwärmen konnten. Der damalige Arbeitstitel und spätere Untertitel (»Taschenbuch für Freunde der Natur«) war anscheinend in ihren Kreisen bekannt genug, um von dem

¹² Ebd.

¹³ Ritter an Savigny vom 17. Dezember 1800, in: Else Rehm, Unbekannte Briefe Johann Wilhelm Ritters an Arnim, Savigny, Frommann, Schelling und andere aus den Jahren 1800–1803, in: Jahrb. FDH 1971, S. 32–89, hier: S. 44 sowie S. 76, Anm. 68. – Man wird heute nicht mehr mit letzter Sicherheit entscheiden können, wie stark sich dies damalige Buchprojekt konzeptionell von dem unterschieden hat, was zuletzt von Ritter als »Taschenbuch für Freunde der Natur« herausgebracht worden ist; sollte es seinerzeit bereits um fragmentarische Auszüge aus den Diarien gegangen sein, hätte Ritter seine frühen Pläne nur auf die ersten drei bis vier Hefte der Diarien stützen können, und so wären damals bei gleicher Strenge der Kriterien für die Auswahl wohl nur ca. 350 Fragmente zusammengekommen (jedenfalls wenn wir annehmen, dass Ritter seine Diarien bis zum Ende ungefähr mit gleichbleibender Geschwindigkeit und Qualität zu füllen pflegte).

geplanten Werk ohne weitere Erläuterungen mit dem bestimmten Artikel (»am Taschenbuch«) sprechen zu können, wie in diesem Brief der Dorothea Veit (1764–1839) an Friedrich Schlegel (1772–1829):

Gestern Abend war Ritter wieder hier. Er arbeitet jetzt am Taschenbuch, das doch wohl zu Ostern oder früher noch fertig werden soll.¹⁴

Diese Briefstelle kann – mit der gebotenen Vorsicht – auf die ›Fragmente‹ bezogen werden.¹⁵ Wie dem auch sei, insgesamt dürfen wir von der Vermutung ausgehen, dass Ritters Aussage vom Ende des Jahres 1808 über seinen »langjährigen Plan« wirklich mit dem ›Taschenbuch für Freunde der Natur‹ zu tun hatte. In der Tat griff er diesen Plan nach dem Jahreswechsel gleich wieder auf:

– Mein Taschenbuch (für Naturforscher) wird auch kurz darauf erscheinen können.¹⁶

Und es ist folgerichtig und durchaus geschäftstüchtig, wenn er das Taschenbuch nun in seinem Brief an Zimmer vom Februar 1809 einem Verlag anbietet, der sich bereits als prominenter Publikationsort der Romantiker profiliert hatte.¹⁷

Dass Ritter mit seinen Veröffentlichungsplänen aus purer Not schon vor der Veröffentlichung handfeste pekuniäre Interessen zu verfolgen genötigt war, wird im kommenden Abschnitt zutagetreten. Wie ich zeigen möchte, nutzte er solche Pläne, um sich als kreditwürdig darzustellen.

¹⁴ Veit an Schlegel vom 7. Dezember 1801, in: Schlegel, KFSA, Bd. 25, S. 313. Weider zu Ostern 1802 noch in den Monaten danach erschien ein »Taschenbuch« aus Ritters Feder.

¹⁵ So Hermann Patsch in: Schlegel, KFSA, Bd. 25, S. 639, Anm. 9. Ob Veit vielleicht ein völlig anderes Taschenbuch-Projekt Ritters im Auge hatte, etwa im Sinne des damaligen Sprachgebrauchs einen Almanach, wird sich nicht mehr mit der wünschenswerten Sicherheit klären lassen; das Urteil darüber wird dadurch erschwert, dass sich Ritter zuweilen über ein »Taschenbuch« geäußert hat, das mit den ›Fragmenten‹ nichts zu tun haben konnte und als jährliches Periodikum geplant war (z. B. Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 229; vgl. Ritter an Ørsted vom 2. Februar 1806, ebd., S. 153–155).

¹⁶ Ritter an Moll vom 15. Januar 1809, in: Moll, Mittheilungen, Bd. 3, S. 619.

¹⁷ Siehe Zimmermann, »Ich habe ein Manuscript, und völlig fertig, liegen« (Anm. 2), S. 228 f., Anm. 3.

III. »Die Herausgabe von Amoretti's Werk«

Wenige Wochen nach dem zitierten Brief an Moll stand Ritter unmittelbar vor dem finanziellen Zusammenbruch. In dramatischen Worten schrieb er dem väterlichen Freund früh morgens von einer brenzligen Lage, die sich bis zur Mittagszeit zuzuspitzen drohte:

So eben aber bin ich absolut ringsum verlassen. Ich habe noch diesen Mittag etliche Ausgaben, von denen all' mein bischen Credit, von dem ich mich ad interim noch nähre, abhängt; ich habe diesen Mittag nichts zu essen, wenn sich nicht Hülfe findet. Mehr kann ich nicht sagen, – u. wie *schwer* fällt dies zu sagen!¹⁸

Ritter hat sicher nicht übertrieben, als er kurz darauf im selben Brief seine flehentliche Bitte um eine Finanzspritze ungenannter Höhe auch gesundheitlich begründete:

Möchten Sie im Stande seyn, einem Manne einen Augenblick [des Offenbarungseides – O. M.] zu ersparen, der ihm doch gewiss nicht zuträglich ist, und der ihn fast stumm macht!¹⁹

Unmittelbar im Anschluss an diese Bitte steht in der Mitte einer eigenen Zeile ein langer waagerechter Strich, aber Ritter wechselt in den dann folgenden Briefzeilen nur auf den ersten Blick jäh das Thema, indem er nun von seinen publizistischen Plänen berichtet:

Amoretti's Werk werden Sie gestern erhalten haben. Ich gebe die v. *Salis'* sche Uebersetzung desselben mit Nachträgen u. einer eignen Abhandlung heraus. Zur Jubilate-Messe [am 23. April 1809] erscheint sie bei *Reiner* [sic!] in Berlin.²⁰

Auch in unserem Brief an Zimmer erwähnte Ritter seine Publikationspläne zu »Amoretti's Werk« (Z. 116), wie in der Überschrift des augen-

¹⁸ Ritter an Moll vom 15. Januar 1809, in: Moll, Mittheilungen, Bd. 3, S. 618.

¹⁹ Ebd., S. 619. – Wie sich der Formulierung »zuträglich« entnehmen lässt, hingen für Ritter die Geld- und die Gesundheitssorgen eng miteinander zusammen; mit verstörender Klarsicht hatte er schon ein Jahr zuvor den körperlichen Verfall auf seine ständige Sorge vor dem Zugriff von Gläubigern zurückgeführt (Ritter an Baader vom 4. Januar 1808, in: Franz von Baader's Biographie und Briefwechsel, hrsg. von Franz Hoffmann, Leipzig 1857, S. 222 f.).

²⁰ Ritter an Moll vom 15. Januar 1809, in: Moll, Mittheilungen, Bd. 3, S. 619.

blicklichen Abschnitts zitiert. Ritter wusste, dass Moll und Zimmer wissen konnten, dass Ritter mit solchen Veröffentlichungen in Abhängigkeit von der Textlänge rasch gutes Geld verdienen würde.²¹ Der Hinweis stärkte Ritters Verhandlungsposition gegenüber Zimmer insofern, als er dadurch auf seine Verdienstmöglichkeiten mit anderen Projekten aufmerksam machen, also den Eindruck vermeiden konnte, dass ihm das Wasser bis zum Hals stand. Und gegenüber Moll bot der Hinweis auf die Amoretti-Pläne eine gangbare Möglichkeit, mit der er seine Kreditwürdigkeit herausstellen konnte.

Offenbar hatte Ritter seinem Briefpartner Moll am Tag zuvor (in weiser Voraussicht der sich aufbauenden Kreditkatastrophe) das italienische Original einer Schrift von Carlo Amoretti (1741–1816) über Wünschelrutengängerei zukommen lassen – deren Übersetzung durch Carl Ulysses von Salis (1760–1818) noch im selben Jahr bei Georg Andreas Reimer (1776–1842) in der Berliner Realenschulbuchhandlung herauskommen sollte.²² Freilich erschien nur ein erster Band mit der Übersetzung des ersten Teils des zweiteiligen italienischen Originals – und zwar lediglich mit einigen wenigen Anmerkungen des Übersetzers.²³ In diesem Band sucht man die auf dem Titelblatt versprochenen »ergänzenden Abhandlungen von J. W. Ritter« vergeblich, die wohl für den

²¹ Für die Ergänzungen und Abhandlungen zur Amoretti-Übersetzung scheint er 27 Gulden pro Druckbogen à 16 Seiten verlangt zu haben (Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 229). Dies überstieg die Preise am Beginn seiner Karriere – zur Jahrhundertwende – um ein Drittel, als für wissenschaftliche Texte zehn Reichsthaler, also ca. zwanzig Gulden pro Druckbogen marktüblich waren (Klaus Richter, Das Leben des Physikers Johann Wilhelm Ritter. Ein Schicksal in der Zeit der Romantik, Weimar 2003, S. 55).

²² Carlo Amoretti, Physikalische und historische Untersuchungen über die Rabdomantie oder animalische Electrometrie. Mit einigen ergänzenden Abhandlungen von J. W. Ritter. Erster Theil, übers. von Carl Ulysses von Salis, hrsg. von Johann W. Ritter, Berlin 1809.

²³ Wie Ritter noch Mitte Oktober 1809 zugeben musste, war bis dahin bloß der erste Band erschienen, wobei er auffälligerweise nicht ein Wort darüber verlor, dass in diesem ersten Band keine einzige Zeile von ihm stammte: »Jetzt gebe ich Amoretti Nella raddomanzia ossia Elettrometrica Sotteranea heraus; übersetzt hat es von Salis in Marschlin's, aber ich gebe mehrere eigenthümliche [selbst verfasste – O. M.] Abhandlungen dazu. Der erste Band ist bereits ausgedruckt« (Ritter an Pfluger vom 18. Oktober 1809, in: Guiot, Briefe, S. 234).

zweiten Band vorgesehen waren.²⁴ Offenbar ist dieser zweite Band nie publiziert worden.²⁵

Es lässt sich nicht mehr feststellen, ob Moll befürchtet hat, dass sich Ritters amorettische Herausgeberschaft als Seifenblase herausstellen würde – und ob er guter Hoffnung war, dass jenes ›Taschenbuch für Freunde der Natur‹ seinem Verfasser recht rasch Geld einbringen würde. Bekannt ist jedenfalls, dass Moll ihm sofort geholfen haben muss. Ritters brieflicher Dank war überschwenglich:

Sie hatten neulich die Gewogenheit, mich in einer Verlegenheit zu unterstützen [...] Sie thaten es mit so sehr viel Freundlichkeit, dass die Gabe sich wirklich verdoppelte.²⁶

Wie Ritter jedoch wenige Zeilen weiter unten zugeben musste, war die heilsame Wirkung der »Gabe« Molls schon wieder verpufft:

²⁴ Dass für diese Edition zwei Bände geplant waren, hielt er Ende März 1809 fest (Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 228). Wie er zuvor an Zimmer schrieb, hatte sich Reimer ihm »zu überhaupt jedem Verlage« (Z. 158 f.) seiner Schriften angeboten. Wieviel Geld Ritter bei Reimer verdiente, hing offenbar nur von Ritters Produktivität ab. Aus dieser Konstellation heraus lässt sich nachvollziehen, warum er die Anzahl der geplanten Zusatz-Abhandlungen zur Amoretti-Übersetzung im Laufe der Zeit immer weiter steigerte: Er hatte zunächst nur von »einer eignen Abhandlung« geschrieben, dann von »zwei Abhandlungen von mir« und zuletzt von »mehreren eigenthümlichen Abhandlungen« (Ritter an Moll vom 15. Januar 1809, in: Moll, Mittheilungen, Bd. 3, S. 619; Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 228; Ritter an Pfluger vom 18. Oktober 1809, in: Guiot, Briefe, S. 234 – jeweils meine Hervorhebung).

²⁵ Ich danke Gabriel Babo für seine Recherchen mit diesem negativen Ergebnis. – Die erschienene deutsche Übersetzung endet mit dem »Schluss des ersten Theils« (Amoretti, Physikalische und historische Untersuchungen über die Rabdomantie [Anm. 22], S. 177–180), der sich recht genau in der Mitte des italienischen Originals von knapp 500 Seiten findet (Carlo Amoretti, Della raddomanzia ossia elettrometria animale ricerche fisiche e storiche, Milano 1808, S. 187–190). Um das etwaige Manuskript des zweiten Bandes mit Ritters bislang verlorenen Abhandlungen zu ermitteln und eventuell bislang unbekannte Briefe Ritters zu finden, wäre das Verlagsarchiv des Walter de Gruyter-Verlags zu durchsuchen, der den Reimer-Verlag vor einem Jahrhundert erworben hat.

²⁶ Ritter an Moll vom 16. Februar 1809, in: Moll, Mittheilungen, Bd. 3, S. 621. – Ritter spielt auf das lateinische Sprichwort »bis dat qui cito dat« an.

Der fatale Fall von neulich kehrt mir heute wieder; ich dachte es nicht, aber vieles schon trog [...]. Ich bitte Sie auch diesmal wieder wenigstens eben so herzlich.²⁷

Im selben Atemzug schrieb er voller Optimismus:

Ich werde nun wieder *gesund*, und dies ist mir ein Kapital, was mir mehr als 20000 f. [Gulden – O. M.] werth ist. Ist man krank, ist man es *durch und durch*. Und dies ist *nicht gut*, – wie man erst gewahr wird, wenn man wieder *genest*.²⁸

Ritter dürfte sich sehr sicher gewesen sein, dass Moll ihm abermals helfen würde, und hat damit aller Wahrscheinlichkeit nach Recht behalten.²⁹

Vier Tage, bevor Ritter unseren Brief an Zimmer schrieb, hatte sich seine finanzielle und gesundheitliche Lage also für kurze Zeit ein wenig stabilisiert.³⁰ Er hatte die Nase wieder so weit über Wasser, dass er sich daran machen konnte, einen wichtigen Verlagsvertrag anzubahnen, zu verhandeln und zu erfüllen.

²⁷ Ebd.

²⁸ Ebd., S. 622.

²⁹ Jedenfalls plazierte Moll in seiner Ausgabe der empfangenen Briefe am Ende des vorletzten Zitats eine warmherzige Anmerkung, die auf blanken Zynismus hinausgelaufen wäre, hätte er Ritter damals hängenlassen: »In seiner letzten Tage einem bat er *herzlich u. kindlich*, in einem Bleistift-Billete« (ebd., S. 621, Anm. *). Da sich in Molls Ausgabe kein Ritter-Brief mit einer solchen Formulierung findet (freundliche Mitteilung Manuel Rojas), ist sie entgegen dem Anschein unvollständig. Wie Moll im Vorwort darlegt, hat er 90 Prozent derjenigen Briefe oder Briefpassagen nicht in die Sammlung aufgenommen, die ihm gegenüber allzu schmeichelhaft erscheinen müssten (ebd., Bd. I, ohne Seitenzahl). Davon mag durchaus einer der letzten Briefe Ritters betroffen sein; demzufolge dürfte es in Molls Nachlass mindestens einen bislang unbekannten Brief Ritters geben. Die zitierte Anmerkung aus dem Jahr 1834 folgt übrigens zwei freundlichen Anmerkungen auf der vorausgehenden Seite, in denen sich Moll mit Ritter solidarisiert hatte (ebd., Bd. 3, S. 620, Anm. *, **).

³⁰ Zu diesem Zeitpunkt scheint er noch nicht geahnt zu haben, dass die Akademie ab März 1809 monat lang überhaupt keine Gehälter mehr auszahlen sollte (Ritter an Ørsted vom 26. Juli 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 251 f.) – und dass z. B. noch im Oktober die für Mai bis Oktober 1809 fälligen Zahlungen allesamt ausbleiben würden (Ritter an Pfluger vom 18. Oktober 1809, in: Guiot, Briefe, S. 237).

*IV. »Sie werden keine Ursache haben,
mit mir unzufrieden zu seyn«*

Wie eine Durchsicht der knapp 200 erhaltenen Briefe aus Ritters Feder ergibt, war er in seiner Korrespondenz ein literarisches Chamäleon.³¹ So sind seine uns bekannten Briefe an den Romantiker Clemens Brentano (1778–1842) allesamt wie in einem poetischen Rausch geschrieben, sehr anders als die von wissenschaftlich begeisterter Detailfreude und inniger Kameradschaft gekennzeichneten Briefe an Ørsted, Ritters zeitlebens wohl wichtigsten Freund, den späteren Entdecker der elektromagnetischen Wechselwirkung.³² Wieder anders klingen seine Briefe an Goethe, in denen er seine Bereitschaft zur engen wissenschaftlichen Kooperation auf geschickte Weise mit unübertriebenem Respekt vor dem weltberühmten Dichter paarte.³³

In den zitierten Briefen an Moll hinwiederum gab sich Ritter verletztlich mit einem Schuss Galgenhumor, zugleich kindlich und auf eine Weise demütig, die einen auffälligen – und für ihn untypischen – Verzicht auf einen Austausch mit Moll von gleich zu gleich zeigt. Dies steht in scharfem Kontrast zu Stil und Haltung unseres ungefähr zeitgleich verfassten Briefs an Zimmer (sowie seines ersten Briefs an den Verlag aus derselben Zeit). Hier tritt uns ein selbstbewusster, souveräner, geradezu lässiger, jedenfalls überlegener Wissenschaftsautor entgegen, der aus dem vollen schöpft und sich jede Großzügigkeit erlauben kann:

ich weiß, daß Sie keine Ursache haben werden, mit mir [und meinem Manuskript der ›Fragmente‹] unzufrieden zu seyn. – Ja ich stelle

³¹ Eine fast vollständige Liste der bislang veröffentlichten bzw. überlieferten unveröffentlichten Briefe Ritters, die 191 Einträge umfasst, gibt Richter, Das Leben des Physikers Johann Wilhelm Ritter (Anm. 21), S. 201–225. Unser Brief fehlt in dieser Liste (*ebd.*, S. 221).

³² Vgl. Ørsted, Correspondance, Bd. 2 mit: Johann Wilhelm Ritter, Neun Briefe an Clemens Brentano aus dem Jahre 1802, hrsg. von Reiner Niehoff, Berlin 2017 sowie mit demselben Textcorpus in der älteren, wohlkommentierten Briefedition: Else Rehm, Unbekannte Briefe Johann Wilhelm Ritters an Clemens Brentano, in: Jahrb. FDH 1969, S. 330–369.

³³ Carl Klinckowstroem, Goethe und Ritter. (Mit Ritters Briefen an Goethe), in: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 8 (1921), S. 135–151. Ausführliches zu einer optimistischen Interpretation des wissenschaftlichen Austauschs zwischen Ritter und Goethe in: Müller, Ultraviolett (Anm. 3).

es Ihnen sogar ‚noch‘ frey, mir nach Empfang des Manuscripts daßelbe dennnoch ‚wieder‘ zurückzuschicken, wenn es dem nicht entspräche, was ich hier von ihm angab; ich kann dies thun, da es dasjenige betrifft, was ich am allerwenigsten zu befürchten habe. (Z. 160–165)

Ritters Selbstsicherheit war alles andere als Arroganz – sie war ein Vabanquespiel. Wie in den vorigen Abschnitten dargetan, brauchte er im Februar 1809 schleunigst viel Geld; ihm kam es in diesen dramatischen Wochen auf jeden Tag an, ja zuweilen auf jede Stunde.

Diese Tatsache hat er vor dem Adressaten unseres Briefs weitgehend verborgen.³⁴ Er riskierte eine gefährliche Verzögerung des *cash flow*, indem er dem Verleger Zimmer das Recht zubilligte, sogar nach dessen (nicht überliefelter) Anforderung des Manuskripts immer noch vom Vertrag zurückzutreten. Hätte Zimmer dies Recht ausgenutzt, so hätte Ritter auch im Falle einer zügigen Entscheidung mindestens zwei Wochen Wartezeit für die Postwege im Hin und Her zwischen München und Heidelberg bzw. München und Berlin (dem Verlagsort des Ersatzverlegers Reimer) verloren.³⁵ Und dieser Zeitverlust hätte ihn schnurstracks in den Offenbarungseid treiben können.

Dass Ritter selber von der wissenschaftlichen und literarischen Qualität seines Manuskripts überzeugt war, ist weniger überraschend als seine Annahme, dass sein Gegenüber dies Urteil aller Wahrscheinlichkeit nach teilen müsse. Welche Gründe mögen in Ritters Augen für diese Annahme gesprochen haben?

³⁴ Dass er seinem Briefpartner den Zeitdruck nicht ganz verhehlen kann, zeigt sich in einer Formulierung, die an seine Klage über die missliche Zahlungsmoral seines Arbeitgebers anschließt, ohne freilich Informationen über seinen Schuldenberg durchsickern zu lassen: »Und hier kann man sich nicht einmal auf den Gehalt mit Zuversicht verlassen, vollends nun jetzt wieder; so z.B. wurde der November erst vor ohngefähr 8 Tagen gezahlt, statt daß in 8 Tagen schon der Februar gezahlt seyn sollte. Und die Stockung kann noch größer werden. Ich wiederhole nochmals die Bitte um baldige gütige Antwort.« (Z. 171–176)

³⁵ Ritter ließ seinen Adressaten deutlichst wissen, dass er einen Plan B hatte: »Schlügen Sie den Antrag aus, so würde ich das Manuscript geradezu, d.i. ohne erst anzufragen, an Reimer nach Berlin schicken, der es gewiß behielte, und der sich mir überhaupt zu jedem Verlage anbot.« (Z. 156–159)

V. »Dagegen waren mir Ihre anderweitigen Äußerungen um so angenehmer«

Da Ritter dem Verleger Zimmer nie begegnet war und da er die wissenschaftliche Welt in den letzten Jahren seines Lebens so stark polarisiert hatte, dass ihm einige Verleger und Herausgeber den Rücken zuwanden, muss er für seine großzügige und riskante Geste, die ich im vorigen Abschnitt zum Thema gemacht habe, starke Gründe gehabt haben.

Wie man annehmen darf, wird er seinen Optimismus einerseits im allgemeinen auf die Annahme gestützt haben, dass die romantikfreundlichen Veröffentlichungen des Verlags ein Indiz zugunsten einer gewissen Geistesverwandtschaft böten; in der Tat war Ritter *der Physiker* des Romantikerkreises.³⁶ Andererseits und im speziellen muss er der nicht überlieferten Antwort Zimmers auf seinen ersten Brief an den Verlag »angenehme« Zeichen der Ermutigung entnommen haben:

Ew. Wohlgebohren Antwort auf mein neuliches Schreiben an Dieselben habe ich erhalten, und danke Ihnen dafür aufs ergebenste. Zwar konnten Sie meinem Hauptwunsche nicht Genüge leisten, dagegen aber waren mir Ihre anderweitigen Äußerungen um so angenehmer, für je reiner ich sie ansehen darf. Der Zufall giebt es, daß ich mich früher auf sie berufen kann, als sonst vielleicht es möglich gewesen wäre. (Z. 2–9)

Mit seinem ersten Brief hatte Ritter dem Verlag auf engagierte und scheinbar selbstlose Weise – in seinem »Hauptwunsche« – die Schrift eines Freundes, des Mediziners Franz Xaver Ritter Stransky von Stranka und Greiffenfels (1778–1845) angeboten.³⁷ Und er hatte im selben

³⁶ So im treffenden Titel einer wichtigen Briefedition: *Der Physiker des Romantikerkreises Johann Wilhelm Ritter in seinen Briefen an den Verleger Carl Friedrich Ernst Frommann*, hrsg. von Klaus Richter, Weimar 1988.

³⁷ Ritter an Mohr & Zimmer vom 30. Januar 1809, in: Guiot, Briefe, S. 230. Von jenem Autor war im Jahr 1805 eine ausführliche Monographie erschienen, die Ritter kannte und dem Verlag nannte (Franz Stransky von Stranka und Greiffenfels, Beleuchtungen physiologischer und psychologischer Gegenstände, Bamberg 1805). Wie eine kurze Durchsicht der Überlegungen dieser Monographie zeigt, handelt es sich ebenfalls um ein Beispiel für romantische Naturwissenschaft – wenn auch nicht auf dem Niveau eines Ritter, Ørsted oder Novalis.

Atemzug eher beiläufig ein eigenes Veröffentlichungsprojekt in den Raum gestellt:

Ich selbst würde mich schon längst mit Ihnen in Bekanntschaft gesetzt haben, wäre ich vor der Hand [d. h. einstweilen] nicht noch mit Verlegern versehen. Indessen könnte bald des [sic] Fall kommen, daß ich Ihnen einen Vorschlag zu thun hätte, welchen Sie gewiß accep-tieren würden. Wollen Sie mir die Erlaubnis dazu geben, so werde ich davon Gebrauch machen.³⁸

Wenn wir bedenken, dass dieser erste Brief an den Verlag genau in der zeitlichen Mitte zwischen zwei knapp umgangenen Offenbarungseiden (am 15. Januar bzw. am 16. Februar 1809) abgesandt wurde, dann können wir ihn als einen wohlgeplanten Testballon deuten.

Demzufolge hätte Ritter durch ein offizielles, konkretes Buchangebot im Namen eines Dritten auf der einen Seite und ein vages Angebot einer eigenen Schrift auf der anderen Seite sein Renommee als Autor testen wollen. Höflicherweise konnte er es vermeiden, gleich mit der Tür ins Haus zu fallen, konnte so tun, als ob er zuvörderst keine selbstbezogenen Interessen verfolgte – um sich dann von der Gegenseite zu einem eigenen Angebot drängen zu lassen.

Wenn er einen solchen Plan gehegt haben sollte, so ist er offenbar aufgegangen. Aus meinem vorletzten Zitat geht hervor, dass Zimmer ihn mit deutlichen Worten ermuntert haben muss, eigene Schriften anzubieten. Jetzt also fühlte sich Ritter in der Lage, die Katze aus dem Sack zu lassen und fast beiläufig (wie es »der Zufall giebt«, Z. 7) den Vorschlag zu machen, auf den er es vermutlich von Anfang an abgesehen hatte; immerhin hatte er wie zitiert schon im Vormonat – also Mitte Januar 1809 – an Moll geschrieben, dass sein »Taschenbuch (für Naturforscher) auch kurz darauf erscheinen können« werde. In Übereinstimmung hiermit hat er laut eigener Aussage genau in diesem Januar 1809 mit der Zusammenstellung der Fragmente für besagtes Taschenbuch begonnen, also in einem Augenblick höchster finanzieller Bedrängnis.³⁹

38 Ritter an Mohr & Zimmer vom 30. Januar 1809, in: Guiot, Briefe, S. 231.

39 Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 228.

VI. »Vierhundertfünfzig Gulden«

Der Wissenschaftsautor Ritter hatte zeitlebens keine Lust und vielleicht auch keinen Anreiz, seinen riesigen Ideenreichtum zu zügeln. Jedenfalls wirken seine Texte zuweilen ein wenig weitschweifend, und er war es gewohnt, von den Verlegern seiner Bücher und Zeitschriftenaufsätze nach Textumfang, genauer gesagt, pro Druckbogen bezahlt zu werden. Für sein Angebot an Zimmer aus unserem Brief wich er von dieser Gewohnheit ab:

Ich möchte indeß nicht nach dem Bogen bedingen sondern im Ganzen, und fordre für das gesammte Msctpt 450 f. (Z. 137–139)

Vermutlich war er sich nicht ganz sicher, auf wieviele Druckbögen er mit seiner Sammlung der Fragmente am Ende kommen würde – was ja auch von verlegerischen Entscheidungen zum Layout wie Schriftart, Typ, Zeilen und Seitengröße abhing (worauf ich im übernächsten Abschnitt zurückkommen werde). Gerade in seiner brenzligen finanziellen Situation wird ihm eine definitive Summe frei von allen Eventualitäten wünschenswert genug erschienen sein, um sich statt mit der Taube auf dem Dach lieber von Anfang an mit einem mäßigen, aber fixen Honorar zu bescheiden. So jedenfalls dürfen wir folgende Aussage dazu aus einem Brief an Ørsted deuten:

Trotz der schlechten Zeitläufe bin ich doch mit Verlegern ringsum versehen, welche Zutrauen haben, u. gut zahlen wollen. Gut heisst hier freylich: mittelmässig, aber ich fordre auch mittelmässig. Für die Fragmente, etwa 20 Bogen stark, forderte ich 450 f., u. bekam sie.⁴⁰

Damit lag für die ›Fragmente‹ der Preis pro angebotenem Druckbogen um fast ein Sechstel unter dem Bogenpreis, mit dem Ritter in jenen Jahren sonst rechnete.⁴¹ Sein Biograph Klaus Richter nennt das Hono-

⁴⁰ Ebd., S. 229. – Man mag fragen, weshalb Ritter in einem wissenschaftlichen Briefwechsel derartige finanzielle Einzelheiten erwähnt. Wie sich aus einem späteren Brief ergibt, hatte ihm Ørsted 200 dänische Taler geliehen (Ritter an Ørsted vom 26. Juli 1809, ebd., S. 253). Vermutlich sah sich Ritter in der Pflicht, dem Freund und Gläubiger Aufschlüsse über den bald zu erwartenden Kassenstand zu geben.

⁴¹ S. o. Anm. 21.

rar für die ›Fragmente‹ »nicht angemessen«.⁴² Was ist von dieser Wertung zu halten?

Um den Leserinnen und Lesern ein tentatives Gespür für mögliche Antworten auf die Frage zu vermitteln, möchte ich Ritters Honorarforderung für die ›Fragmente‹ mit drei Vergleichsgrößen ins Verhältnis setzen.

Erstens: Seit Mitte 1805 – dem Zeitpunkt seiner Ernennung in München – stand ihm seitens der Akademie die Hälfte der Weimarer Besoldung Goethes zu, nämlich ein jährliches Festeinkommen von 1800 Gulden.⁴³ Demzufolge bekam Ritter für die ›Fragmente‹ exakt ein Viertel seines Jahreslohns. Dass deren Abfassung und die dafür erforderlichen Forschungsarbeiten weit mehr Zeit verschlungen haben müssen als ein Vierteljahr, ja dass die ›Fragmente‹ die Summe eines – wenn auch kurzen – Forscherlebens ziehen, bietet freilich keinen starken Grund zugunsten der zitierten Wertung Richters. Auch heute stehen die meisten Buchhonorare für staatlich bestallte Wissenschaftler in keinem Verhältnis zu der Zeit, die sie für die Erstellung ihrer Schriften und die dafür erforderlichen Vorarbeiten aufwenden; sie müssen nicht vom Ertrag ihrer Bücher leben. Zudem dürfen wir nicht aus den Augen verlieren, dass Ritters Einkommen aus der Akademie seinerzeit immer wieder verspätet und teilweise überhaupt nicht ausgezahlt worden ist.⁴⁴

⁴² Richter: »die Verleger waren nicht in der Lage, *angemessene* Honorare zu zahlen. Für die ›Fragmente‹ zahlten Mohr und Zimmer in Heidelberg *gerade einmal* 450 Gulden« (Richter, Das Leben des Physikers Johann Wilhelm Ritter [Anm. 21], S. 150; meine Hervorhebungen).

⁴³ Ritter an Pfluger vom 18. Oktober 1809, in: Guiot, Briefe, S. 235. Dieselbe Zahl nannte Brentano (Brentano an Arnim vom 10. bis 11. Oktober 1808, in: Arnim, WAA, Bd. 33.1, S. 530). Während an beiden Briefstellen nur die Summe genannt ist, nicht aber der Zeitraum, ergibt sich das genannte Jahreseinkommen konkurrenzlos weiter unten aus dem erstgenannten Brief (Ritter an Pfluger vom 18. Oktober 1809, in: Guiot, Briefe, S. 237). Einem anderen Brief Ritters lässt sich hierzu passend entnehmen, dass er in der Tat jeden Monat einen Anspruch i.H. von 150 Gulden hatte, was einem Jahreseinkommen von 1800 Gulden entspricht (Ritter an Ørsted vom 26. Juli 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 254). Zu Goethes Jahresgehältern siehe Siegfried Unseld, Goethe und seine Verleger, Frankfurt am Main und Leipzig 1998, S. 17 f.

⁴⁴ So ohne Beleg Richter, Das Leben des Physikers Johann Wilhelm Ritter (Anm. 21), S. 150. Hätte Richter unseren Brief gekannt, so hätte er seine korrekte Feststellung auf die Formulierungen aus unserem Brief stützen können, die ich in Anm. 34 zitiert habe; siehe auch Anm. 30.

Zweitens erhielt Goethe für die 1809 erschienenen ›Wahlverwandtschaften‹ von seinem Verleger Cotta 2000 Reichstaler, also 4000 Gulden.⁴⁵ In Cottas Goethe-Ausgabe hatte dieser Roman insgesamt einen Umfang von über vierhundert Seiten.⁴⁶ Diese knapp 26 Druckbögen liegen also in derselben Größenordnung, mit der Ritter für seine ›Fragmente‹ plante. Demzufolge wäre Goethe sowohl pro Werk als auch pro Druckbogen knapp zehn Mal so üppig honoriert worden wie Ritter.

Ritter war kein Goethe, und die ›Fragmente‹ sind keine ›Wahlverwandtschaften‹. Es muss uns nicht überraschen, dass einem der größten deutschen Dichter für einen Roman das Zehnfache dessen zustand, was ein berühmter, aber umstrittener Experimentalphysiker für wissenschaftliche Fragmente verlangen konnte. Nun verstand sich Goethe auch als Physiker; die erste Ausgabe seiner ›Farbenlehre‹ erschien – nach fast zwanzigjähriger Forschungs- und Schreibarbeit – bei Cotta Mitte 1810, nicht lange nach Ritters Tod. Die beiden Bände erstrecken sich auf sagenhafte 1500 Seiten, also 94 Druckbögen, wofür Goethe 1200 Reichstaler einstrich – das sind 25 Gulden pro Bogen, mithin nur zehn Prozent mehr als in Ritters Angebot.⁴⁷ Sogar der Weimarer Olympier musste sich für Wissenschaft mit einem Honorar besehnen, das in derselben Größenordnung lag wie Ritters »mittelmäßige« Forderung.

Drittens: Wenn wir Brentano glauben dürfen, der sich für diese Aussage auf Samuel Thomas Soemmerring (1755–1830) und Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819) berief, zwei einflussreiche Mitglieder der Bayerischen Akademie, so hatten sich bei Ritter bis zum Jahr 1808 ganze zehntausend Gulden an Schulden angesammelt.⁴⁸ Das Honorar

45 Goethe, MA, Bd. 9, S. 1212.

46 Johann Wolfgang Goethe, *Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman*, Tübingen 1810, S. 1–414.

47 Unseld, Goethe und seine Verleger (Anm. 43), S. 370.

48 Brentano an Arnim vom 10. bis 11. Oktober 1808, in: Arnim, WAA, Bd. 33, 1, S. 530; diese Aussage erscheint glaubwürdig, da sich Brentano im selben Brief mit Blick auf Ritters Einkommen als zuverlässig herausgestellt hat (siehe oben Anm. 43). – Für ein abgewogenes Urteil über Ritters Verschuldung ist es noch zu früh. Ein hierfür wichtiger (und der Ritter-Forschung bislang in dieser Präzision unbekannter) Gesichtspunkt geht aus unserem Brief hervor; wenn Ritter in unserem Brief die Wahrheit sagt, so hat er in den Vorjahren insgesamt »4–5000« (Z. 213) Reichstaler, also knapp 10 000 Gulden für seine Experimente ausgegeben und wohl aus eigener Tasche bezahlt.

von 450 Gulden wird nicht einmal für die Begleichung der jährlichen Kreditzinsen gereicht haben, ganz zu schweigen vom Beginn einer etwaigen Tilgung. Wenn Ritters Biograph das Honorar als »Tropfen in ein Faß ohne Boden« kennzeichnet, dann ist dem angesichts von Wucherzins und keinem anderen Pfand als der gesundheitlich bedrohten Arbeitskraft des Schuldners nichts hinzuzufügen. Das bietet freilich keine Aussage über die Angemessenheit des Honorars, sondern eine über Ritters Schuldenberg.

Aus diesen drei Gesichtspunkten könnte man den Schluss ziehen, dass Ritter an den ›Fragmenten‹ alles in allem fair verdient hat. Dieser Schluss ist zwar richtig, aber ein wenig voreilig, wie in den kommenden beiden Abschnitten zutagetreten soll.

VII. »Das Manuscript beträgt zusammen 22–24 Bogen im Druck«

Zwar ist kein späteres Schriftstück aus Ritters Briefwechsel mit dem Verlag erhalten. Es muss aber mindestens zwei zusätzliche Briefe vom Verlag gegeben haben und mindestens einen weiteren Brief von Ritter. Denn der Verlag hat das vorgeschlagene Geschäft nicht in der von Ritter anvisierten Form angenommen. Auf einen ersten, wohl verhalten zustimmenden Antwortbrief Zimmers muss Ritter seine Forderungen so weit abgeschwächt haben, dass Zimmer erst in einem zweiten Schritt den Vertrag abgeschlossen haben wird.

Theoretisch könnten die Einzelheiten des endgültigen Vertrags auch in einem umfassenderen Briefwechsel festgeklopft worden sein.⁴⁹ Doch wie in Abschnitt IV dargelegt, tat Ritter alles, was er konnte, um die Verhandlungen zu beschleunigen, und das schließt seine Bereitschaft ein, etwaige neue Bedingungen des Verlags schon im voraus zu akzeptieren, um unnötige Postwege zu vermeiden.

49 Wie das nächste Zitat zeigt, hatten sich Ritter und Zimmer spätestens Ende März auf den Vertrag geeinigt. In den gut fünf Wochen zwischen unserem Brief und jenem *terminus ante quem* hätten bei schnellem Schreibtempo und günstigen Postlaufzeiten (von ca. fünf Tagen für 350 km zwischen München und Heidelberg) insgesamt ungefähr sechs Briefe hin- und hergehen können.

Sein wichtigstes Verhandlungsziel scheint der Honorarhöhe gegolten zu haben, und die gute Nachricht lautet, dass ihm vom Verlag tatsächlich 450 Gulden zugesprochen worden sind. Jedenfalls hielt Ritter Ende März 1809 fest:

Für die Fragmente [...] forderte ich 450 f., u. bekam sie, oder eigentlicher, bekomme sie in 14 Tagen etwa.⁵⁰

Demzufolge war der Verlag bemerkenswerterweise bereit, das volle Honorar deutlich vor dem Erscheinungsdatum der ›Fragmente‹ zu zahlen, nämlich schon Mitte April 1809.⁵¹ In solchen Fällen ist und war es üblich, Zug um Zug vorzugehen, wie die Juristen sagen: Wir können davon ausgehen, dass der Großteil des Manuskripts spätestens zum Zahlungszeitpunkt in Heidelberg vorliegen musste. (Möglicherweise fehlte dann nur noch die Vorrede – oder ein Teil von ihr – und der abschließende Aufsatz über die Klangfiguren.)

Das alles lag in Ritters dringendem Interesse.⁵² Dafür musste er jedoch eine bittere Pille schlucken – er musste deutlich mehr Material abliefern, als er in unserem Brief ursprünglich angeboten hatte:

Das Manuscript beträgt zusammen 22–24 Bogen im Druck. (Z. 132)

Dies erste Angebot wäre auf eine Buchlänge von höchstens 384 Seiten hinausgelaufen. Hat sich Ritter bei der Kalkulation der Seiten- bzw. Bogenzahl auf haarsträubende Weise verrechnet? Alles spricht dagegen, da Ritter gut rechnen konnte; doch im Druck umfasst das Werk ganze 622 Seiten (also knapp 40 Bogen) und erstreckt sich über zwei Bände, die wie gesagt insgesamt mit 450 Gulden vergütet worden sind.⁵³

⁵⁰ Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 229.

⁵¹ Einen bislang in der Forschung unbekannten Beleg zum Erscheinungsdatum der ›Fragmente‹, der aus dem einschlägigen Messekatalog stammt, diskutiert Bettina Zimmermann. Ihr zufolge ist es bis auf weiteres ungeklärt, ob das Werk (wie dort angezeigt) schon zur Messe am 29. September 1809 erscheinen konnte oder doch erst bis zu drei Monate später (Zimmermann, »Ich habe ein Manuscript, und völlig fertig, liegen« [Anm. 2], S. 229 f., Anm. 5).

⁵² So steckte Ritter Mitte März erneut in größten finanziellen Nöten (Ritter an Moll vom 14. März 1809, in: Moll, Mittheilungen, Bd. 4, S. 1164).

⁵³ Es gibt ein – zurückzuweisendes – Indiz zugunsten der These, dass sich Ritter verrechnet haben könnte. Und zwar schrieb er nach Vertragsabschluss an Ørsted,

Der Verleger hat also buchstäblich zwei Bücher bekommen und nur eines bezahlt. Anders gesagt musste sich Ritter auf einen Preis pro Bogen von elf Gulden einlassen, das wären vierzig Prozent seines üblichen Honorars: ein Schleuderpreis, wie man denken könnte.

Hat er sich von Zimmer über den Tisch ziehen lassen? Nicht unbedingt. Das jedenfalls ist die Antwort, die ich im kommenden Abschnitt nahelegen möchte.

VIII. »Eine künftige zweyte Auflage, die dann auch leicht vermehrt werden kann«

Wenn sich Ritter (wie im vorigen Abschnitt angenommen) außerstande sah, über die Höhe des Honorars mit sich reden zu lassen, dann gab es für ihn keinen anderen Verhandlungsspielraum als den Buchumfang. Diese Stellschraube seines Buchgeschäfts mit Zimmer hatte er wohl von Anfang an im Blick; dass er die Fragmente für eine zweite Auflage mühelos würde vermehren können, hat er in unserem Brief deutlich genug herausgestrichen.

so ginge unser jetziger Vertrag blos auf die gegenwärtige erste [Auflage], und für eine künftige zweyte, (die dann auch leicht vermehrt werden kann), bedängen wir neuem [d.h. schlössen wir neue Bedingungen ab]. (Z. 145–148)⁵⁴

Die eingeklammerte Briefpassage dürfen wir als ein geschickt platziertes Gambit verstehen; demnach hätte Ritter hiermit bereits einen möglichen Kompromiss für die Verlagsverhandlungen umrissen: Ge-

dass »700 Fragmente« auf »etwa 20 Bogen« herauskommen würden (Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 228 f.). Im Lichte meiner Deutung ist diese Briefstelle so zu verstehen, dass Ritter hier mit einer hypothetischen Bogenzahl operierte, die sich mit einem Druckbild wie etwa im Falle seiner dreibändigen Aufsatzsammlung bei Reclam ergeben hätte: Johann Wilhelm Ritter, Physisch-Chemische Abhandlungen in chronologischer Folge, 3 Bde., Leipzig 1806.

⁵⁴ Welche Arbeitsweise sich Ritter bei der Erstellung des Manuskripts auferlegt haben dürfte und wie einfach sich das Werk im Rahmen dieser Arbeitsweise verlängern ließ, ergibt sich indirekt aus unserem Brief an Zimmer (für die Einzelheiten siehe Müller, Ritters »Freude am Anticipiren« [Anm. 5], Abschnitt 5).

rade weil ihm die Vermehrung der Fragmente leicht fallen würde, konnte er sich mühelos mit einem Schleuderpreis pro Bogen abfinden – wenn nur die Gesamtsumme von 450 Gulden zusammenkommen würde. (Das tat sie, wie gesagt.)

Doch vielleicht sollten wir es mit dem Lamento nicht zu weit treiben und den Preisverfall nicht überbewerten. Denn abgesehen von der Leichtigkeit, mit der er die Fragmente bei Bedarf vermehren zu können erklärte, hat er das Werk überaus luxuriös im kleinen Oktavformat drucken lassen, er verkaufte dem Verlag also besonders wenig Buchstaben pro Druckbogen.

Und zwar bot eine typische Seite der ›Fragmente‹ im tatsächlichen Druck nur halbsoviel Text wie im Falle anderer Veröffentlichungen Ritters. Insofern lieferte ein knapp halber (genau genommen: vierzig-prozentiger) Preisabschlag pro Seite bzw. Druckbogen keinen großen Anlass zu klagen. In der Tat hatte Ritter selber vorgeschlagen, das Werk großzügig zu setzen, indem er ein Druckbild vorschlug,

wie etwa in Novalis Schriften, oder auch noch compendiöser. (Z. 133 f.)

Hier bezog er sich auf die von Friedrich Schlegel (1772–1829) und Ludwig Tieck (1773–1853) besorgte Novalis-Ausgabe in zwei Bänden aus dem Jahr 1802.⁵⁵ Und in der Tat enthalten die Seiten dieser Ausgabe ungefähr so wenig Anschläge wie die ›Fragmente‹; lediglich die Seiten mit Novalis' Gedichten sind dort selbstverständlich noch spärlicher mit Buchstaben bestückt.

Alles in allem also scheint Ritter recht gehabt zu haben, als er Zimmers Honorar für die ›Fragmente‹ irgendwo zwischen »gut« und »mittelmässig« einordnete.⁵⁶

Hat sich das Geschäft für den Verleger gelohnt? Nach Bettina Zimmermanns Recherchen kostete ein Exemplar des zweibändigen Werks in der günstigsten Variante 5 Gulden und 6 Kreuzer.⁵⁷ Um also einzig

⁵⁵ Novalis, Schriften, hrsg. von Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck, 2 Bde., Berlin 1802.

⁵⁶ Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 229, volles Zitat im Abschnitt VI.

⁵⁷ Zimmermann, »Ich habe ein Manuscript, und völlig fertig, liegen« (Anm. 2), S. 255 f., Erläuterung zu Z. 139 f. Ein Kreuzer hatte den 60. Teil des Werts eines Guldens.

und allein Ritters Honorar wieder hereinzubekommen, hätte der Verlag neunzig Exemplare verkaufen müssen. Wenn wir die – unbekannten – Druck- und Vertriebskosten bedenken, dann dürfte sich der Vertrag mit Ritter für den Verlag erst ab einem Verkauf von mindestens 200, vielleicht sogar 300 Exemplaren gelohnt haben.

Unabhängig von den Druckkosten gilt: Da wir weder die Auflage der ›Fragmente‹ noch ihre Verkaufszahlen kennen, wissen wir nicht, ob sich die ganze Sache für den Verlag gelohnt hat.⁵⁸ Anders als Ritter erwartet hatte, kam jedenfalls eine zweite Auflage der ›Fragmente‹ bei Mohr und Zimmer nicht mehr heraus. Warum Ritter indes mit einem großen Erfolg des Werkes rechnete und damit auch rechnen durfte, möchte ich in den kommenden Abschnitten beleuchten.

IX. »Gelesen u. gesucht wird diese Sammlung gewiß«

Ritter bietet eine ganze Batterie von Gründen auf, mit denen er Zimmer von den guten Chancen der ›Fragmente‹ auf dem Buchmarkt überzeugen will. Sein wichtigster Adressatenkreis sind die Kollegen aus Physik und Chemie:

Die Physiker und Chemiker müßten sie [die Sammlung der Fragmente] schon ein für allemal haben, weil unentbehrliche Dinge für sie darinn vorkommen, und das Gerücht davon ihnen nicht ausbleiben kann. (Z. 98–101)

Wenn Ritter stolz die Unentbehrlichkeit des Werks herausstrich, so war das nicht aus der Luft gegriffen. Und zwar ging es ihm hier nicht um die Endergebnisse seiner wissenschaftlichen Arbeit, die er in zahlreichen Abhandlungen herausgebracht hatte und weiter herauszubringen gedachte. Vielmehr ging es ihm um Forschungsziele und Versuchs-ideen der Zukunft.

Um das zu verstehen, muss man sich zunächst vor Augen führen, dass Ritter im deutschen Sprachraum einer der erfolgreichsten Experimentalphysiker des beginnenden 19. Jahrhunderts war; die Entdeckung des UV-Lichts und die Konstruktion des ersten Akkus sind seine bedeu-

⁵⁸ Ein halbes Jahrzehnt nach dem Erscheinen wurde eine große Zahl von Exemplaren eingestampf; siehe ebd., S. 256, Erläuterung zu Z. 144 f.

tendsten Leistungen, für die er noch heute gerühmt wird – und das sind nur zwei Spitzen eines Eisbergs.⁵⁹

Dieser Mann, der für seinen guten Riecher der nächsten experimentellen Durchbrüche berühmt war, schickte sich mit der Veröffentlichung der ›Fragmente‹ an, sich bei den konzeptionellen Vorarbeiten seiner Forschung umfassend in die Karten schauen zu lassen. In unserem Brief an Zimmer erklärte er das so:

Was aber besonders den »physikalischen« Theil derselben [der Fragmente] betrifft, so ist er gemacht, daß viele Beute von ihm holen können, und fast eben so viele Abhandlungen möglich sind, als hier nur Fragmente. Ich habe mit Absicht vieles weggegeben, was ich wohl wirklich selbst noch schmücken könnte, ‚und‘ daß es selbst der Schule gefiele. (Z. 67–72)

Hier sieht man, welch ungeheuerlichen Schritt sich Ritter genötigt sah zu unternehmen. Er mache seinen Schatz an Versuchs- und Forschungsideen zur »Beute« der Kollegen, indem er sie »weggebe« – fast jedes der physikalischen Fragmente biete den Grundgedanken einer eigenen Abhandlung.

Wenn Ritter sagt, solche Grundgedanken noch »schmücken« zu können, »daß es selbst der Schule gefiele«, dann meint er eine Ausschmückung der Grundgedanken, soll heißen, deren Ausarbeitung, und zwar im Sinne der Standards der vorherrschenden Wissenschaft, die er (so wie wir es auch von Goethe kennen) als »Schule« mit leichtem Spott überzieht.

X. »*Nur noch Procente des Gefundenen habe ich auszubilden Zeit*«

Modern gesprochen läuft Ritters Veröffentlichung seiner – »physikalischen« – Fragmente auf etwas hinaus, was kein heutiger Wissenschaftler tun würde, der weiter im Geschäft zu bleiben wünscht: nämlich

⁵⁹ Zahlreiche weitere Entdeckungen Ritters belegt Martin Schlüter, Goethes und Ritters überzeitlicher Beitrag zur naturwissenschaftlichen Grundlagendiskussion, Diss. am Fachbereich Physik der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, Frankfurt am Main 1991, S. 142–150.

darauf, die Zusammenfassungen aussichtsreicher Drittmittelanträge aus der Hand zu geben. Warum tut Ritter so etwas? Er erklärt es mit größter Freimütigkeit:

es sind nur noch Procente des Gefundenen, die ich förmlich auszubilden Zeit habe. (Z. 73 f.)

Hier haben wir in sachlichem Ton ein kaum verschlüsseltes Echo der Todesahnung Ritters, wie er sie in seiner existentiellen Not wenige Wochen zuvor mit den zitierten Briefen an Moll artikuliert hatte; für die experimentelle Ausarbeitung und die schriftstellerische Aufarbeitung der zahlreichen, von ihm »gefundenen« Forschungsideen sah er nicht mehr genug Lebenszeit vor sich. Seine Zeit und seine Kraft reichten nur noch für »Procente des Gefundenen«, also wohl für einen Bruchteil im einstelligen Prozentbereich. Das schrieb er im Alter von Dreiunddreißig.

Mit seinem illusionslosen Blick auf die eigenen Zukunftsaussichten lag er richtig. Vor ihm lagen nur noch elf Monate – die er zur Ausarbeitung zweier Abhandlungen von insgesamt 300 Druckseiten nutzen konnte.⁶⁰ Das entspräche in etwa dem Umfang von zehn wissenschaftlichen Fachaufsätzen von jeweils etwa zwei Druckbögen (dem groben Durchschnitt der Aufsatzlänge in Ritters Œuvre). Wenn wir seine zuletzt zitierte Aussage zum Zwecke der Konkretisierung probehalber auf fünf »Procent des Gefundenen« beziffern, so würde das bedeuten, dass die ›Fragmente‹ laut Ritter alles in allem Forschungsideen für bis zu zweihundert ausgewachsene Fachaufsätze enthalten müssten. Auch mit einer etwas zurückhaltenderen Schätzung kämen wir immer noch auf

60 Johann Wilhelm Ritter, Electrische Versuche an der Mimosa pudica L. in Parallele mit gleichen Versuchen an Fröschen, in: Neues Journal für Chemie und Physik 1 (1811), S. 409–446; und zum selben Thema weit ausführlicher: Johann Wilhelm Ritter, Elektrische Versuche an der Mimosa pudica L. in Parallele mit gleichen Versuchen an Fröschen, in: Denkschriften der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu München für die Jahre 1809 und 1810 (1811), S. 245–400. In diesen beiden Abhandlungen geht es um die Reizung einer bestimmten Mimosenart, deren Reaktionen auf die verschiedensten Stimuli Ritter mit denen bei Fröschen verglich. Es spricht für Ritters Redlichkeit, dass in den ›Fragmenten‹ keine Forschungsideen für Experimente mit Mimosen vorkommen; er hat also wirklich nur das »weggegeben«, was er »förmlich auszubilden« (Z. 73 f.) keine Zeit hatte.

eine Größenordnung von hundert Fachaufsätzen – mehr als genug für ein ganzes Forscherleben; mehr als genug auch, um einen beachtlichen Schuldenberg abzutragen.⁶¹ War Ritter grösstenwahnsinnig?

XI. »Sogenannte Diarien«

Um die dramatische Tragweite der Aussagen Ritters aus unserem Brief ermessen zu können, müssen wir genauer ausloten, wie sich die Forschungsideen aus den ›Fragmenten‹ zu ausgearbeiteten Fachaufsätzen verhalten.

Wie gesagt stellte er die einzelnen Fragmente aus seinen »Diarien« zusammen, die er in unserem Brief sorgfältig von den »Beobachtungsjournalen« unterschied. Letztere enthielten seine Beobachtungsprotokolle und sind mit den Laborbüchern zu vergleichen, wie sie noch heute von Studenten und Studentinnen der Chemie zu führen sind.⁶²

Demgegenüber hatten die Diarien einen stärker explorativen Charakter:

Dennoch führte ich seit jener Zeit continuirlich sogenannte Diarien, in welche ich, so oft es mir gefiel, oder so oft mir das gefiel, was ich fand und suchte, niederschrieb. (Z. 20–22)

Wichtig in unserem Zusammenhang ist Ritters Hinweis auf den wissenschaftlichen Suchprozess. Und wirklich boten Ritters Diarien an vielen Stellen so etwas wie tentative Forschungsideen.

Die berühmteste dieser Forschungsideen entstammt dem einzigen erhaltenen – vierten – Diarium der wohl insgesamt knapp zehn Diarien, über die Ritter am Ende seines Lebens verfügt haben muss.⁶³ Sie be-

⁶¹ In Gehlens Journal bekam er (und vom Verleger Zimmer verlangte er) laut eigener Aussage »für neue oder in den ›Abhandlungen‹ zum ersten Mal erscheinende Aufsätze, 2 Carolin pro Bogen« (Z. 228 f.), das wären 22 Gulden, was für zweihundert Aufsätze einer typischen Länge von gut 30 Seiten insgesamt auf 8800 Gulden an Honoraren hätte hinauslaufen können – ein Schatz.

⁶² Erhalten ist lediglich ein einziges dieser Beobachtungsjournale: Galvanische Versuche, Ritteriana 2; unveröffentlichtes Manuskript vom 4. April 1797 bis zum 14. April 1797, Handschriften-Archiv der Bayerischen Staatsbibliothek.

⁶³ Viertes Diarium, JWR [Johann Wilhelm Ritter], vom 13. Februar 1800 an, Ritteriana 3, unveröffentlichtes Manuskript, Handschriften-Archiv der Bayerischen

zieht sich auf die Entdeckung der unsichtbaren Infrarotstrahlen aus dem Jahr 1800 durch Wilhelm Herschel (1738–1822), deren Wärmewirkung sich am (modern gesprochen) langwelligen Ende des Lichtspektrum nachweisen ließ. Ritter postulierte am anderen – kurzweligen – Ende des Spektrums ein entgegengesetztes Analogon zu den Infrarotstrahlen:

Im Licht ist chemische Polarität [...] Folgl [...] muß auf der violetten Seite noch was dar seyn, was das fehlende ersetzt. Es müssen noch Strahlen da seyn. Die beste Methode diese Strahlen aufzufinden, wäre vermittelst Hornsilber. Es müßten außerhalb die violetten Bilder noch schwarz werden, u. vielleicht stärker, als im selbigen.⁶⁴

Aus dieser brillanten Idee wurde einen Monat später ein erfolgreiches Experiment, das im Laufe der Jahre eine Serie weiterer Experimente nach sich zog und insgesamt zu vier Abhandlungen von gut hundertzwanzig Druckseiten führte.⁶⁵

Da Ritter diese Passage aus seinen Diarien »förmlich auszubilden Zeit« (Z. 73 f.) gehabt hatte, konnte er sie in seine ›Fragmente‹ nicht aufnehmen.⁶⁶ Stattdessen findet sich dort – neben vielem anderen –

Staatsbibliothek. Für eine Schätzung der ehemaligen Gesamtzahl der Diarien Ritters siehe Müller, Ritters »Freude am Anticipiren« (Anm. 5), Abschnitt 7.

64 Vierter Diarium, S. 90 f. Vgl. ebd., S. 109.

65 Johann Wilhelm Ritter, Chemische Polarität im Licht, in: Intelligenzblatt der Litteratur-Zeitung 16 (18. April 1801), Sp. 121–123; ders., Bemerkungen zu Herschel's neueren Untersuchungen über das Licht, in: ders., Physisch-Chemische Abhandlungen in chronologischer Folge (Anm. 53), Bd. 2, S. 81–107; ders., Versuche über das Sonnenlicht, ebd., S. 353–360; ders., Bemerkungen zu vorstehender Abhandlung des Hrn. Wünsch, in: Journal für die Chemie, Physik und Mineralogie 6 (1808), S. 633–719. Einige der dort beschriebenen Versuchsergebnisse Ritters scheinen der gegenwärtigen Chemie zu widersprechen, lassen sich aber mit modernen Mitteln replizieren, wie die Chemikerin Anna Reinacher gezeigt hat; zu den Einzelheiten siehe Olaf Müller, Ist Ritter auf Irrlichter im Infrarot hereingefallen? Zur modernen Replikation einiger photochemischer Experimente durch Anna Reinacher, in: Goethe, Ritter und die Polarität. Geschichte und Kontroversen, hrsg. von Anastasia Klug, Olaf Müller, Anna Reinacher, Troy Vine, Derya Yürüyen, Paderborn 2021, S. 117–156 und S. 358–365.

66 Freilich brachte er nicht ohne Stolz aus der Perspektive der Dritten Person einen kurzen Hinweis auf »Herschel's und Ritter's Entdeckungen« über das unsichtbare Licht, nach deren Erwähnung er weit ausgreifend über den Gehörsinn spekulierte, um die Idee eines Tonprismas vorzubereiten (Ritter, Fragmente, Bd. 1,

eine Vielzahl an Forschungsideen für künftige Untersuchungen, die er für aussichtsreich hielt, aber noch nicht angepackt hatte. Manche dieser Forschungsideen erscheinen überaus tiefsinng, andere recht schlicht, und wieder andere sind irgendwo dazwischen einzuordnen. Zwei der drei Beispiele, die ich im kommenden Abschnitt geben möchte, lassen sich an den entgegengesetzten Enden einer solchen Skala ansiedeln; ein weiteres Beispiel liegt ungefähr in der Mitte.

XII. »das Farbenbild des Lichts einer andern Welt«

Ich gebe zunächst ein Beispiel für ein Fragment voller Tiefsinn, das Ritter in unserem Brief an Zimmer schwerlich ohne Grund anführt, und zwar vordergründig, um die Leserlichkeit der Schrift seines Manuskripts (im Unterschied zur schwer lesbaren Briefhandschrift) zu demonstrieren, sicher aber auch mit dem Hintergedanken, dem Verleger zu zeigen, welch wissenschaftliche Kühnheit er seinen Lesern zu bieten gedachte:

Der Magnetismus scheint das Farbenbild des Lichts einer andern Welt zu seyn. (Z. 178 f.)⁶⁷

Offenbar leuchtet in diesem Fragment aus dem Jahr 1802 die Idee auf, Lichtphänomene und magnetische Phänomene unter einem einheitlichen theoretischen Dach zusammenzubringen, was angesichts von Ritters ausdauernder Suche nach elektromagnetischen Wechselwirkungen erstaunlich gut mit der heutigen Konzeption elektromagneti-

§ 358, § 359); siehe nächster Abschnitt. – Der Urtext des Fragments § 358 kommt übrigens im vierten Diarium ohne Namensnennungen aus, ist also für die Veröffentlichung abgeändert worden (vgl. ders., Fragmente, Bd. 1, § 358 mit ders., Vierter Diarium [Anm. 63], S. 113). Demgegenüber hatte Ritter nicht ganz wahrheitsgetreu behauptet, er hätte die Fragmente ohne jede Änderung des Wortlautes aus den Diarien abgeschrieben (Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 228). In unserem Brief formuliert er weniger irreführend, dass er die »Form« der Ideen aus den Diarien »bewahrte« (Z. 25 f.), was sich mit einer etwas freieren Redaktionsarbeit vereinbaren ließ.

67 Wortgleich mit Ritter, Fragmente, Bd. 2, § 379.

scher Strahlung harmoniert.⁶⁸ Freilich geht aus diesem Fragment nicht hervor, wie Ritters Forderung einer theoretischen Vereinheitlichung experimentell einzulösen ist; er formuliert hier lediglich eine abstrakte Leitidee für die weitere Forschung.

Etwas handgreiflicher steht es in dieser Hinsicht mit meinem zweiten Beispiel vom 26. März 1801:

Giebt es ein Tonprisma? – Wie wird es construirt? – Welches ist sein Spectrum?⁶⁹

Hier formuliert Ritter das Forschungsziel, Klänge in ihre elementaren Bestandteile zu zerlegen, so wie es das Prisma mit farbigem und weißem Licht tut. Aus heutiger Sicht geht es um die Suche nach den Sinustönen, aus denen sich jeder Klang zusammensetzt.

Mehr als ein halbes Jahrhundert nach Ritters Tod hat Hermann Helmholtz (1821–1894) die von Ritter ins Auge gefasste Analyse der Klänge mithilfe von Resonatoren durchgeführt, wobei er sich auf Vorarbeiten von Georg Simon Ohm (1789–1854) und Ernst Florens Friedrich Chladni (1756–1827) berief.⁷⁰ Ob er insgeheim einer Anregung Ritters gefolgt ist, muss man bezweifeln, und es ist fraglich, ob wir die tatsächlich realisierten Resonatoren à la Helmholtz mit Fug und Recht als Teile eines postulierten Tonprismas à la Ritter verstehen dürfen – fest steht, dass Ritters vage und abstrakte Idee einer spektralen Zerlegung der Klänge zuguterletzt durch Helmholtz bestätigt werden konnte, dass Ritters zuletzt zitierte Gedanken also gut zur später etablierten Forschung passen.⁷¹

68 Zur Datierung des Fragments siehe ebd., Bd. 2, §§ 376.385 sowie die allgemeinen Überlegungen zu Ritters Datierungen in: Müller, Ritters »Freude am Anticipiren« (Anm. 5), Abschnitt 11.

69 Ritter, Fragmente, Bd. 1, § 359, wortgleich, aber ohne Gedankenstriche in: Ritter, Viertes Diarium (Anm. 63), S. 117.

70 Hermann Helmholtz, Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik, Braunschweig 1863, S. 38–76 und 561 f. – Ohm bzw. Chladni sind (ohne Literaturangaben) erwähnt ebd., S. 38 bzw. S. 70.

71 Wie sich aus dem – von Ritter nicht veröffentlichten – diaristischen Kontext unseres Fragments ergibt, zielte er bei den Farben genauso wie bei den Klängen (und anders als in heutigen Konzeptionen) jeweils auf eine Zerlegung in ein diskretes Spektrum aus zwölf scharf abgetrennten Elementen (Ritter, Viertes Diarium [Anm. 63], S. 117).

Im Unterschied zur Vagheit, die den beiden bisher betrachteten Fragmenten innewohnt, bietet Ritter dem Experimentator mit folgendem Fragment konkrete Versuchsideen:

Ueber die Kraft mancher Fische, den electrischen ähnliche Schläge zu geben, könnte man sicher sehr entscheidende Versuche anstellen, wenn man frisch präparirte Froschschenkel und Nerven auf gehörige Art in die Kette [in den Stromkreis – O. M.] brächte, d. i., sie in eben die Verhältnisse zu ihr setzte, wie bey schwachen Electricitäten und beym Galvanismus. Im günstigen Falle wären dann die Leiter und Isolatoren der Wirkung genau zu untersuchen, und mit denen des Galvanismus und der Electricität zu vergleichen.⁷²

Soweit ich sehe, hat Ritter diese Versuchsideen aus dem Jahr 1799 zeitlebens nicht bearbeitet.⁷³ Sie wirken wie eine Reaktion auf Alexander von Humboldts (1769–1859) Klage aus dem Vorjahr, dass die elektrische Natur dieser Fische noch nicht erwiesen sei.⁷⁴ Wir dürfen sicher sein, dass die Forschungsfragen aus dem Fragment inzwischen experimentell geklärt sind: Wie man heute weiß, gehören die auffälligen Fähigkeiten der Zitteraale grundsätzlich in dieselbe Gruppe von Natur-

⁷² Ritter, Fragmente, Bd. 1, § 301.

⁷³ Zur Datierung dieses Fragments siehe ebd., Bd. 1, §§ 288.305 und Müller, Ritters »Freude am Anticipiren« (Anm. 5), S. 165, Anm. 100.

⁷⁴ Alexander von Humboldt, Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser nebst Vermuthungen über den chemischen Process des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt, 2 Bde., Posen 1797, hier: Bd. 1, S. 451 f. Ritter kannte diese Schrift Humboldts sehr genau (Einzelheiten in: Müller, Ultraviolet [Anm. 3], S. 113 f.). Im Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek (Signatur 235 m-1), das vermutlich Ritter gehört hat und am Fuß des Blattes vor dem Titelblatt einen handschriftlichen Besitzzeintrag »J. W. Ritter« aufweist, findet sich auf Seite 451 eine längere Randnotiz, deren Schriftbild Bettina Zimmermann auf meine Bitte hin freundlicherweise mit demjenigen Ritters verglichen und als ähnlich beurteilt hat. Nichtsdestoweniger wird er bei der Veröffentlichung der ›Fragmente‹ nicht geahnt haben, dass Humboldt bei seinen Versuchen mit jenen Fischen auf der großen Reise schon im Jahr 1800 zu dem Ergebnis gelangt war, dass die fraglichen Fische eigene »elektrische Batterien« und »galvanische Kraft« hätten, wobei er sich auch auf die Forschung Alessandro Voltas (1745–1827) berief (den Ritter sehr verehrte); siehe Alexander von Humboldt, Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents, Bd. 4, übers. von Hermann Hauff, Stuttgart 1862, hier: S. 48–56, insbes. S. 52 f.

erscheinungen wie die damals als »Electricität« und als »Galvanismus« bezeichneten Naturerscheinungen – die ihrerseits erst im Dezember 1800 von Ritter endgültig unter einem theoretisch vereinheitlichten Dach zusammengebracht worden sind.⁷⁵

Ich habe mit diesem dritten Beispiel absichtlich eine Vermutung gewählt, die sich leicht als Teil dessen einordnen lässt, was zum Bestand der heutigen Naturwissenschaft gehört. Aller Wahrscheinlichkeit nach ging die spätere Erforschung der elektrisierten Zitteraale nicht auf Ritters Anregung zurück; dies Forschungsthema lag so nahe, dass dessen Bearbeiter keine Fragmente aus dem Hause Ritter lesen mussten, um loszulegen.

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, die ›Fragmente‹ nach weiteren inzwischen erledigten Forschungsaufgaben zu durchforsten – und zu untersuchen, ob irgendeines dieser Fragmente für die spätere Forschung eine entscheidende Rolle gespielt hat oder hätte spielen können.

Unabhängig davon enthalten Ritters ›Fragmente‹ Formulierungen, denen wir keine Erkenntnisse der bisherigen Naturwissenschaft zuordnen können – und zwar auch dort nicht, wo Ritters Angaben konkret genug sind, um per Experiment ausprobiert werden zu können. Hier wäre zu fragen, ob es sich noch heute lohnen könnte, die eine oder andere Anregung Ritters aufzugreifen – eine Frage für experimentelle Wissenschaftsgeschichtler, die ich hier nur aufwerfen, nicht bearbeiten kann.

Wie dem auch sei, bei grober Durchsicht der 700 Fragmente aus Ritters Sammlung finden sich viele Dutzend Forschungsideen, in deren Lichte es nicht überzogen erscheint, wenn Ritter – wie in unserem Brief an Zimmer proklamiert – der Ansicht war, dass die Physiker und Chemiker darin »Beute« (Z. 68) finden könnten. Und wenn Ritters Name dafür nach seinem Tod kein Publikum mehr in die Buchhandlungen zu locken vermochte, dann war das vielleicht einfach nur Pech – auch und gerade für den Verlag, der die von Ritter in Aussicht gestellte reiche Ernte an Verkaufserlösen offenbar nicht erfahren konnte. Es hat dem Absatz der ›Fragmente‹ nicht viel geholfen, dass die beiden zeitgenössi-

75 Johann Wilhelm Ritter, Versuche und Bemerkungen über den Galvanismus der Voltaischen Batterie, in: ders., Physisch-Chemische Abhandlungen (Anm. 53), Bd. 2, S. 1–80, hier: S. 14 f. (§ 49 f.), S. 52 f. (§ 123).

schen Rezensenten ausdrücklich auf den Wert vieler Fragmente Ritters für die weitere Forschung hingewiesen hatten.⁷⁶

XIII. »Turmaline«

Mit der Bekanntmachung unseres Briefs geht eine kleine Sensation einher: Bis vor kurzem war es in der Forschung unbekannt, dass Ritter als Alternativtitel für seine ›Fragmente‹ zweierlei in Erwägung gezogen hat: ›Magnetismen, oder Fragmente aus dem Nachlaß eines jungen Physikers‹ bzw. ›Turmaline, oder Fragmente aus dem Nachlaß eines jungen Physikers‹ (vgl. Z. 248 f. bzw. Z. 86–93).

Da beide Buchtitel am Ende verworfen worden sind, wissen wir nicht, was Ritter im Auge hatte, als er dazu schrieb:

beyde Titel ließen sich (in der Vorrede) noch besonders gut rechtfer-
tigen. (Z. 93 f.)

Eine solche Rechtfertigung wäre schwerlich überzeugend, wenn sie sich nur darauf stützte, dass in einigen der Fragmente stellenweise von Turmalinen bzw. Magneten die Rede ist.⁷⁷ Denn damit allein würden die Alternativtitel auf wenig erhellende Weise jeweils nur einen Bruchteil des Gesamtmaterials widerspiegeln.

Wenn nun Ritter bei Vorschlägen zur Titelwahl in ein und demselben Atemzug an Turmaline und Magneten gedacht hat, dann dürfte dies damit zu tun haben, dass beides geeignet war, um informierte Leser

⁷⁶ Anonym, [Rez.] Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers. Ein Taschenbuch für Freunde der Natur, in: Allgemeine Literatur-Zeitung 1810, Nr. 193 vom 19. Juli, Sp. 593–597, hier: Sp. 593 und 595; Arnim, WAA, Bd. 2,1, S. 463 f.

⁷⁷ Zu den Turmalinen siehe Ritter, Fragmente, Bd. 1, §§ 227–302, 350. Zu den Magneten siehe ebd., Bd. 2, §§ 367–388; wenn Ritter in einem der beiden oben erwähnten Alternativtitel *in abstracto* von ›Magnetismen‹ sprach, so ließ er damit den kühnen Gedanken aufblitzen, dass sich so etwas wie Magnetismus auch in verschiedenen außerphysikalischen Phänomenbereichen (z. B. im Tierreich) aufweisen lassen müsse. Insbesondere Arним war übrigens von Ritters Betrachtungen zum tierischen Magnetismus besonders beeindruckt (Arnim, WAA, Bd. 2,1, S. 463).

der damaligen Zeit an eine ganz bestimmte Gruppe von Phänomenen denken zu lassen. In der Tat markierte die empirische Erforschung des Magnetismus den Beginn und diejenige der Turmaline einen Höhepunkt des polaristischen Forschungsprogramms: eines Programms, dessen ehrwürdige Tradition bis ins Jahr 1600 zurückreichte, das von so verschiedenen Denkern wie Kant, Lichtenberg, Goethe, Schelling vorangetrieben worden war und das der romantischen Naturwissenschaft der Goethezeit insgesamt am Herzen lag.⁷⁸

In der Tat sind Ritters »Fragmente« voll von Ideen, die sich unter den zeitgenössischen Polaritätsbegriff zusammenfassen lassen. So gesehen wäre es keine Übertreibung, die These aufzustellen, dass Ritters letztes großes Werk trotz seines fragmentarischen Charakters durch ein einheitliches theoretisches Band zusammengehalten wird – oder jedenfalls mehr Kohärenz aufweist, als es auf den ersten Blick erscheinen mag.

Die beiden Alternativtitel »Turmaline« und »Magnetismen« hätten dem Werk gut zu Gesichte gestanden. Ob sie dessen Verkaufszahlen nennenswert verbessert hätten, ist damit freilich nicht gesagt. Vielleicht kommt erst noch die Zeit, zu der Ritters kühne Forschungsideen hinreichend gewürdigt werden. Man müsste sie ausprobieren.⁷⁹

78 Nach meiner Interpretation zielte dies Forschungsprogramm stets auf bestimmte Vertauschungssymmetrien in der Vereinheitlichung verschiedener Phänomengruppen; für die Einzelheiten siehe Müller, Ultraviolet (Anm. 3), Kapitel 6.4.

79 Der erste Dank gebührt Konrad Heumann für die Wiederentdeckung des Briefmanuskripts im Zuge der Eröffnung des Deutschen Romantik-Museums. Ich danke Bettina Zimmermann sowohl für die Transkription des Briefs als auch für viele wichtige Einzelrecherchen; Gabriel Babo hat mir bei diversen Recherchen entscheidend geholfen – und darüber hinaus besonders stark durch seinen frischen Blick auf die 700 Fragmente, ohne deren riskante und risikofreudige Lektüre die Statistik aus dem Anhang nicht möglich gewesen wäre. Einmal mehr danke ich Martin Schlueter für die Erlaubnis, aus Kurt Poppes unveröffentlichter Transkription des vierten Diariums zu zitieren, in deren Randspalte hilfreicherweise die Nummern der aus diesem Diarium extrahierten Fragmente vermerkt sind. Dank an mein Kolloquium, das mir nicht nur beim Kürzen einer Vorfassung geholfen hat; ich danke Kerstin Behnke und Dietmar Pravida für Verbesserungsvorschläge zu einer Vorfassung dieses Aufsatzes.

Anhang:

Neue Vermutungen zur Struktur der Urfassung der ›Fragmente‹

Dass Zimmer Ende 1809 ein deutlich anderes, insbesondere längeres Werk herausgebracht hat, als es ihm Ritter in unserem Brief angeboten hatte, führt zu der Frage, wie die ›Fragmente‹ in Ritters ursprünglicher Konzeption ausgesehen haben könnten. Der Brief bietet dazu neue Aufschlüsse, die ich in diesem Anhang nur in einer ersten Näherung ausdeuten kann. Und zwar versprach Ritter dem Verleger abgesehen von seinen eigentlichen Fachgebieten – Physik und Chemie – ein breites Spektrum an Themen:

Also finden Sie in diesen Fragmenten Astronomie, Geographie, Gegenosie und Physiologie, Chemie, Physik, Mythologie und Baukunst, Sprache, Musik, Licht und Farbe, Seyn und Schein, Wahrheit und Irrthum. (Z. 61–64)

Ritter schöpfte auch hier aus dem vollen und bot eine Aufzählung, die geradezu überfaustisch anmutet. Erinnern wir uns: »[...] ach! Philosophie, | Juristerey und Medicin, | Und leider auch Theologie.⁸⁰

Goethes Faustfigur hatte alle vier Fakultäten der Universität seiner Zeit durchmessen, Ritter hingegen den zeitgenössischen Kanon einer Wissenschaftslandschaft, in der sich die uns bekannte Einteilung der Fachrichtungen soeben erst herauszubilden begann. Nicht anders als Faust gab sich Ritter als Universalgelehrter seiner Zeit – mit Interessen, die bis in die Esoterik reichen. So fragt sich, ob er in den ›Fragmenten‹ wirklich alle diese Themengebiete berührt hat und in welchem Umfang er dies tat: Wie gut passt seine Aufzählung aus unserem Brief zur Endfassung der ›Fragmente‹?

Ohne den Aufwand bei der Beantwortung dieser Frage zu übertreiben, haben wir eine kleine Statistik erstellt, die in einer Tabelle auf S. 295 wiedergegeben ist.⁸¹ Und zwar wurden jedem Fragment sämt-

⁸⁰ Johann Wolfgang Goethe, Faust. Ein Fragment. Ächte Ausgabe, Leipzig 1790, S. 3. Für einige Wechselbezüge zwischen Goethes ›Faust‹ und Ritters Forscherleben siehe Müller, Ultraviolet (Anm. 3), Kapitel 4.5.

⁸¹ Eine Untertreibung des von der Frage geforderten Aufwandes läge in dem Versuch, die fünfzehn römisch durchnumerierte Abschnitte aus den veröffentlichten Fragmenten schnurstracks mit Ritters Aufzählung aus unserem Brief zur

liche passenden Themengebiete aus dem Brief zugeordnet, wobei drei Fälle der interpretatorischen Zuordnungssicherheit unterschieden werden sind.⁸²

Deckung zu bringen. Zwar haben verschiedene Interpreten nicht unplausible Überschriften für jene fünfzehn Abschnitte vorgeschlagen (Anonym, [Rez.] Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers [Anm. 76], S. 595–597; Schlüter, Goethes und Ritters überzeitlicher Beitrag zur naturwissenschaftlichen Grundlagendiskussion [Anm. 59], S. 151, mit Verweis auf Walter Dominic Wetzel, Johann Wilhelm Ritter. Physik im Wirkungsfeld der deutschen Romantik, Berlin 1973, S. 59). Doch geht die Gleichung nicht auf. So entsprechen den Themen »Baukunst« und »Sprache« aus Ritters Aufzählung keine eigenen Abschnitte in den veröffentlichten ›Fragmenten‹; umgekehrt fehlt in Ritters Aufzählung der Galvanismus, den die zitierten Autoren mit gutem Recht als Thema des Abschnitts VI angeben. Abgesehen davon behandeln die ›Fragmente‹ innerhalb jedes einzelnen der fünfzehn Abschnitte so unterschiedliche Themen, dass sie Fragment für Fragment besser einzeln betrachtet werden sollten, wie in der nächsten Anmerkung skizziert.

- 82 Hierfür hat Gabriel Babo auf meine Bitte hin die 700 Fragmente nach einer einheitlichen Methode durchkämmt und dabei für jedes Fragment sämtliche Themen aus dem Eingangszitat zusammengestellt, die in dem fraglichen Fragment dingfest gemacht werden können, und zwar in drei Klassen: mit größter Sicherheit (100 %), mit recht hoher Sicherheit (75 %) und mit zweifelhafter Sicherheit (25 %). Um diese Differenzierung nicht auszufärfen zu lassen, hat er plausiblerweise vorgeschlagen, den weniger sicheren Themenkategorien auch diejenigen Fragmente zuzuordnen, in denen das Thema zwar deutlich, aber nicht prominent bzw. nur am Rande vorkommt. Abgesehen davon, dass diese Zuordnungen viele knifflige Interpretationsentscheidungen nötig machen, die sich durch jahrelange Intensiv-Exegese zum Teil als überarbeitungsbedürftig herausstellen könnten, beruht die Tabelle auf zwei weiteren Entscheidungen, die nicht unplausibel sind, über die man aber streiten kann. Erstens: In Ritters Aufzählung kommt fünf Mal das Wort »und« vor; wir haben uns dafür entschieden, die ersten beiden Vorkommnisse wie Kommata zur Kennzeichnung getrennter Themen zu werten, die letzten drei aber im Sinne einer thematischen Einheit zu fassen (also sie und nur sie wie folgt paarweise zu phrasieren: »Licht und Farbe«, »Seyn und Schein«, »Wahrheit und Irrthum«). Zweitens: Eine Reihe von Fragmenten hatten keinen erschließbaren kognitiven Gehalt und wurden in eine eigene Kategorie namens »Nonsense« einsortiert. Dass dies nicht ganz von Ritters Absichten abweicht, lässt sich begründen. So hat er dem Freund Ørsted unverblümmt mit den Worten »Scherz u. Wiz« mitgeteilt, dass die Fragmente nicht nur Ernsthaftigkeiten enthalten (Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 229); in der Vorrede ist im selben Sinne von »Possen« die Rede (Ritter, Fragmente, Bd. 1, S. LXXXVII f.). Ritter hat es in dieser Hinsicht bei seiner Auswahl der Fragmente freilich nicht auf die Spitze getrieben; im vierten Diarium finden

Um der überaus heterogenen Vielfalt der ›Fragmente‹ übersichtsartig einige thematische Trends abzuringen, habe ich für jede der vierzehn thematischen Kategorien aus Ritters Aufzählung die nach Zuordnungssicherheit gewichtete Gesamtsumme der passenden Fragmente ermittelt – und die Tabelle nach dieser Gesamtsumme sortiert. Wie sich zeigt, bilden Fragmente mit chemischer Thematik bei weitem die größte Gruppe, es folgen Fragmente mit physiologischer Thematik auf Platz 2 und dann erst solche mit physikalischer Thematik auf Platz 3 – wobei diese beiden Felder ihre Rangfolge vertauschen, wenn wir der Physik die von Ritter eigens genannten Kategorien »Licht und Farbe«, »Astronomie« sowie »Musik« (von Ritter im Sinne von Akustik gemeint) zuschlagen.

Hätte Ritter sein Werk also treffender als »Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen *Chemikers*« betiteln sollen? Die Antwort auf diese Frage hängt von Ritters Physikbegriff ab. Er nutzte nämlich einen engen und einen weiten Begriff der Physik.

Unserem Brief zufolge gab sich Ritter der Öffentlichkeit gegenüber – trotz weitergehender Interessen – als Physiker:

Seit 1796 widmete ich mich der Wissenschaft der Natur, und allem, was ein frisches, vorwärtsgreifendes, Gemüth intereßirt, während ich, öffentlich, aus guten Gründen blos als Physiker erscheinen möchte. (Z. 16–19)

Man könnte diese Aussage so verstehen, als hätte sich Ritter aus strategischen Gründen in seinen Veröffentlichungen auf Beiträge zur Physik beschränkt, während er die anderen empirischen Disziplinen der Naturforschung – Chemie, Biologie von Pflanzen und Tieren usw. – nur im Stillen betrieben habe. Doch kann er es so nicht gemeint haben, wie die Liste seiner Veröffentlichungen zeigt, in denen er diese außerphysikalischen Gebiete ausgiebig und überaus erfolgreich bearbeitet hat.⁸³

sich geradezu dadaistische Passagen, deren Nonsense-Charakter weit über die sporadische Scherhaftigkeit einiger Fragmente hinausgeht (siehe Müller, Wenn Physiker Gedichte schreiben [Anm. 6], Abschnitt 2).

⁸³ Siehe z. B. die Aufsätze in: Ritter, Physisch-Chemische Abhandlungen in chronologischer Folge (Anm. 53), Bd. 1–3. Die neueste umfassende Bibliographie der Schriften Ritters bietet Heiko Weber in: Johann Wilhelm Ritter, Beyträge zur näheren Kenntniss des Galvanismus und der Resultate seiner Untersuchung, Hildesheim² 2010, S. CXII^{*}–CLVIII^{*}.

	sicher (100 %)	recht sicher (75 %)	nicht so sicher (25 %)	Summe	gewichtete Summe
<i>Chemie</i>	231	74	47	352	298,25
<i>Physiologie</i>	110	50	37	197	156,75
<i>Physik</i>	76	50	44	170	124,5
<i>Geognosie</i>	52	32	27	111	82,75
<i>Licht & Farbe</i>	62	18	15	95	79,25
Sprache	48	15	12	75	62,25
Sein & Schein	34	18	16	68	51,50
<i>Astronomie</i>	38	12	12	62	50,00
Mythologie	35	5	12	52	41,75
Nonsense	21	14	21	56	36,75
Wahrheit & Irrtum	16	3	3	22	19,00
<i>Musik (Akustik)</i>	15	2	2	19	17,00
Geographie (Kultur)	3	3	7	13	7,00
Baukunst	2	2	2	6	4,00
Gesamtsumme	743	298	257	1298	1030,75
Summe nur für Physik	584	238	184	1006	808,50
Anteil der Physik	78,6 %	79,9 %	71,6 %	77,5 %	78,4 %

Tabelle. Anzahl der Fragmente je nach Themengebiet (in einer Zuordnung von Gabriel Babo); kursiv hervorgehoben sind diejenigen Gebiete, die unter einen weiten Physikbegriff subsumiert werden können. Wenn drei der Gesamtsummen über der tatsächlichen Gesamtzahl von 700 Fragmenten liegen, so hat dies damit zu tun, dass die Großzügigkeit aus unserer Statistik gegenüber kleineren Zuordnungssicherheiten es natürlich mit sich gebracht hat, eine Reihe von Fragmenten mehreren Themen zuzuordnen, also mehrmals zu zählen.

Dass er hier also stattdessen mit einem wesentlich breiteren Physikbegriff hantierte, ergibt sich auch aus einer Aussage weiter hinten in unserem Brief:

Etwa zur Hälfte sind sie [die Fragmente] schon *noch*, was man überall physikalisch nennt, zur andern reichlichern aber verlieren sie sich in alle die Natur des Physikers umgebende Gebiete, die ich Kunst, Religion, Moral, Psychik, und wie sonst weiter, nennen würde. (Z. 34–39)

Themen außerhalb der Naturforschung wie diejenigen der Kunst, Religion, Moral usw. hätte er demzufolge in der zuvor zitierten Aussage zwar zu dem gerechnet, »was ein frisches, vorwärtsgreifendes, Gemüth intereßirt«, aber nicht zu den Themen derer, die »*blos* als Physiker« (Z. 19) arbeiten.

In diesem Sinne gehörten zu dem, »was man überall noch physikalisch nennt«, diejenigen sieben Gebiete der empirischen Naturforschung aus seiner Liste, die ich in meiner Tabelle kursiv hervorgehoben habe:

Chemie, Physiologie, Physik, Geognosie, Licht & Farbe, Astronomie, Musik (im Sinne von Akustik).⁸⁴

Infofern in dieser Liste der physikalischen Gebiete die »Physik« als eigenes Gebiet auftaucht, ist sie hier (und nur hier) im engeren Sinne zu verstehen. Mit dieser Unterscheidung eines engen und eines weiten Physikbegriffs bilden die im weiteren Sinne physikalischen Fragmente tatsächlich den Großteil der Sammlung, wodurch der Titel

Fragmente aus dem Nachlasse eines *Physikers*

mehr als gerechtfertigt ist. Nach unserer Statistik nehmen diese physikalischen Fragmente sogar über drei Viertel aller Fragmente ein.

⁸⁴ Der weite Physikbegriff im Sinne einer Erforschung der Naturphänomene insgesamt war zu dieser Zeit noch gebräuchlich (vgl. Martina Eicheldinger, [Art.] Physik, in: GWb, Bd. 6, Sp. 1311–1312, hier: Sp. 1311). In diesem Sinne redet unser Brief von der »Wissenschaft der Natur« (Z. 17) und der »Natur des Physikers« (Z. 37). – Ritters Begriff von Geographie haben wir bei der Erstellung unserer Statistik nicht als natur-, sondern als kulturwissenschaftliche Disziplin gedeutet.

Dies Ergebnis steht in einer scheinbaren Spannung zu der zitierten Aussage aus unserem Brief über den außerphysikalischen (also genauer: über den außerhalb der Naturforschung stehenden) Teil der Fragmente:

zur andern *reichlichern* [Hälften] aber verlieren sie [die Fragmente] sich in alle die Natur des Physikers umgebende Gebiete, die ich Kunst, Religion, Moral, Psychik, und wie sonst weiter, nennen würde. (Z. 36–39)

Nach unserer Statistik macht dieser Bereich keine »reichlichere« Hälften, sondern nur ein Viertel der Fragmente aus. Die Diskrepanz könnte damit zu tun haben, dass Ritter in den (nicht erhaltenen) brieflichen Verhandlungen nicht nur mit der Forderung des Verlegers konfrontiert wurde, den Umfang des Werks (ohne Honorarerhöhung) erheblich zu steigern, sondern vermutlich mit der zusätzlichen Bitte, dies durch eine entschiedene Vermehrung der naturwissenschaftlichen Fragmente zu bewerkstelligen.

Für diese Vermutung lassen sich eine Reihe tentativer Gründe anführen. Der Verleger hatte sich wohl aus verkaufsstrategischen Überlegungen heraus für den von Ritter bevorzugten Haupttitel entschieden, dessen Schlüsselbegriff »Physiker« eine gewisse Seriosität signalisierte (und sich auch gegenüber dem etwas romantischer anmutenden Schlüsselbegriff »Freunde der Natur« zu behaupten geeignet war). So konnten vielleicht auch diejenigen zum Kauf verlockt werden, die von Ritters Grenzüberschreitungen nicht begeistert waren, ihn aber als Naturforscher weiterhin zu würdigen wussten.

Wenn nun der Buchtitel nicht zur Mogelpackung verkommen sollte und wenn es dem Verleger auf echte Naturwissenschaft als Hauptthema des Buchs ankam, dann musste der relative Anteil derjenigen Fragmente verringert werden, die sich in »umgebende Gebiete [...] verlieren« (Z. 36 f.), wie Ritter ungeschickterweise formuliert hat. Demzufolge hätte Zimmer mehr härtere Wissenschaft auf den Buchmarkt bringen wollen, als Ritter ihm in unserem Brief zunächst angeboten hatte. Und so hätte der Verleger auch gleich ein inhaltlich motiviertes Argument zugunsten der sonst bloß schnöde kaufmännisch klingenden Forderung im Köcher gehabt, dass Ritter die Zahl der Fragmente vermehren solle.

Zu diesen Vermutungen passt das Ende der ›Fragmente‹, das von einem voll ausgebildeten Fachaufsatz eingenommen wird und in Ritters ursprünglichem Angebot dafür nicht vorgesehen war, sondern zu einem anderen der Angebote aus unserem Brief passte.⁸⁵ Und zwar hatte er dort auch die nicht-fragmentarischen Ergebnisse seiner Forschungen feilgeboten:

Die Fortsetzung [der bis dahin dreibändigen Sammlung physikalischer und chemischer Abhandlungen] selbst aber könnte ich mit einer ungemeinen Menge noch gar nicht bekannt gemachter Versuche ausstatten. Sie würden staunen, wenn Sie die Anzahl Beobachtungsjournale sähen, die ich noch ganz unverarbeitet liegen habe. Sie dürfen deshalb allenfalls nur Prof. Kastner fragen, der recht gut darum weiß. (Z. 218–222)⁸⁶

Es spielt für meine Deutung keine große Rolle, ob der Verleger in seiner Reaktion hierauf Ritter gebeten hat, die ›Fragmente‹ um eine innerwissenschaftliche Abhandlung zu erweitern – oder ob Ritter es ihm von sich aus angeboten hat. So oder so, auf den 44 Seiten der die ›Fragmente‹ abschließenden Abhandlung knüpft Ritter an empirische Resultate seines Freundes Ørsted an, verbindet sie mit einer Reihe weiterer empirischer Befunde – und schlägt eine phantastische Vielzahl weitergehender Experimente vor, die jedem versierten Experten abermals reiche »Beute« verhießen.⁸⁷

Wie dem auch sei: Sollten meine Überlegungen aus diesem Anhang trifftig sein, so ließen sich daraus in einem weiteren Schritt einige Hypo-

⁸⁵ Ritter, Fragmente, Bd. 2, S. 225–269. – Dieser Aufsatz enthält einige Passagen aus einem Brief (vgl. ebd., S. 225–232 mit Ritter an Ørsted vom 31. März 1809, in: Ørsted, Correspondance, Bd. 2, S. 223–225).

⁸⁶ Dass sich Ritter zweimal in unserem Brief auf Karl Wilhelm Gottlob »Kastner« (Z. 182 und 222) beruft, wirkt insofern tragisch, als Kastner hinter seinem Rücken überaus übel über Ritter geredet zu haben scheint (für die Einzelheiten siehe Müller, Wenn Physiker Gedichte schreiben [Anm. 6], Abschnitt 11, insbes. Anm. 105).

⁸⁷ Während sich in der Mitte dieses Textes einerseits weit ausgreifende Spekulationen u.a. über Sprache und Denken finden, die wenig empirische Anhaltspunkte bieten, andererseits ein faszinierender Anlauf hin zu einer frühen Formulierung des Energieerhaltungssatzes (Ritter, Fragmente, Bd. 2, S. 229–239 bzw. S. 239 f.), beginnt und endet der Text mit Dutzenden konkreter Versuchsideen (ebd., S. 225–228 und 243–268).

thesen zu der Frage ableiten, welche Fragmente er seinem Werk nach der Abgabe des ersten Angebots noch nachträglich einverleibt hat. Vermutlich ist er dabei nicht mit der Streubüchse vorgegangen, hat also nicht etwa mal hier ein und mal dort ein anderes Fragment eingebaut; vermutlich hat er über hundert Fragmente *en bloc* eingefügt. Welcher große Baustein der ›Fragmente‹ passt quantitativ und inhaltlich in die hier ermittelten Größenordnungen? Diese Frage muss ich diesmal offenlassen.